1,70 DM / Band 383
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Londons Gruselkammer Nr. 1

Frankreich F 5,90 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Londons Gruselkammer Nr. 1

John Sinclair Nr. 383

von Jason Dark

erschienen am 05.11.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Londons Gruselkammer Nr. 1

Er hieß Akim Samaran, und er erstickte fast an seinem wilden Haß, der nur einer Person galt: John Sinclair!

Obwohl ihm nicht der Geisterjäger die letzte Niederlage beigebracht hatte, sondern dessen Freund und Kollege Suko, gab Samaran die Schuld allein John Sinclair, und der sollte dafür büßen.

Verkrochen hatte sich Samaran, zurückgezogen, um seine grauenvollen Pläne auszubrüten. Es sollte keine schnelle Kugel sein, sondern ein Ereignis, von dem sich John nicht mehr erholen würde.

Akim Samaran dachte lange nach, bis er von einem Moment zum anderen die Idee hatte. Und er gab ihr einen Namen.

Londons Gruselkammer Nr. 1!

Prag lag hinter mir, die schwebenden Leichen ebenfalls, aber das Grauen sollte mir in dieser Nacht begegnen, wenn es stimmte, was ich erfahren hatte.

Jemand war unterwegs, um mich zu töten. Ich erinnere mich noch deutlich an den Anruf, der mich im Büro erreichte. Zuerst hatte ich ihn nicht recht einordnen können.

Die Stimme war verstellt gewesen. »Sinclair, ich habe dich, ich kriege dich. Er wird kommen, und zwar in der folgenden Nacht. Wohin du dich auch verkriechst, er folgt dir und wird dich finden.«

Mehr war mir nicht mitgeteilt worden, der andere hatte kurzerhand aufgelegt und mich mit meinen Gedanken allein gelassen. Natürlich hatte ich mit Suko darüber gesprochen. Keiner von uns war der Ansicht, einem Spinner auf den Leim gegangen zu sein.

Es war einfach zuviel in der letzten Zeit geschehen.

»Und du hast die Stimme wirklich nicht erkannt?« fragte mein Partner.

»Ja und nein.«

Suko setzte sich mir gegenüber auf den Schreibtischstuhl. »Also doch, wenn ich dich…«

»Du verstehst mich falsch. Alles, was ich sage, beruht auf reinen Vermutungen.«

»Laß trotzdem hören!«

Ich beugte mich vor. »Akim Samaran!«

Suko lachte. »Das hätte ich dir auch sagen können, ohne mit dem Mann gesprochen zu haben.«

»So einfach ist das nicht!« widersprach ich. »Der hatte seine Stimme verstellt.«

Suko winkte ab. »Den erkennt man doch immer.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Wenn du schon Bescheid weißt, John, sag mir, was du machen willst.«

Ich hob die Schultern. »Was bleibt mir anderes übrig, als auf ihn zu warten?«

»Ohne Schutz?«

»Ja.«

»Da bin ich gegen.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und fragte: »Wieso denn das?«

»Ganz einfach. Wenn es tatsächlich Akim Samaran ist, der dir an den Kragen will, unternimmt er nichts allein, sondern bringt seinen Leibwächter Kamikaze mit. Und was der an Brutalität drauf hat, haben Shao und ich vor zwei Tagen erlebt. Das war mehr als schlimm.[1] Der hätte alle Menschen in dem Restaurant getötet, darauf kannst du dich verlassen. Wenn es noch die Mordliga geben würde, wäre Kamikaze ein ideales Mitglied. An Brutalität steht er den ehemaligen in nichts nach.«

»Ich gebe dir recht.«

»Wunderbar«, lächelte Suko. »Dann wirst du dich bestimmt nicht ohne Schutz…«

»Ich schütze mich selbst. Ich werde diesen Tag fast so beenden, wie ich es mir vorgenommen habe.«

»Und was heißt dieses fast, wenn man mal fragen darf, großer Geisterjäger?«

»Ich verzichte nach Feierabend und in meiner Wohnung auf einen Schlummertrunk.«

»Das ist alles?«

»Ja.«

Suko zog die Stirn kraus. »Und so bereitest du dich auf Kamikaze vor?« fragte er lauernd.

Ich holte tief Luft. »Es steht noch längst nicht fest, daß ich es mit Kamikaze zu tun bekomme. Ich kann deine Aversion gegen ihn ja verstehen, aber du hast…«

»Nichts habe ich«, unterbrach er mich ungewohnt heftig. »Ich habe ihn nur erlebt, das ist alles.«

Kein Wort des Vorwurfs drang über meine Lippen. Ich war in dem China-Restaurant nicht dabei gewesen, als der Killer so fürchterlich gewütet hatte. Dieser Vorgang war dem Inspektor schwer an die Nieren gegangen. Ebenso wie ich haßte er Gewalt, besonders dann, wenn sie sich gegen Wehrlose richtete.

Suko versuchte es mit einem Friedensangebot. »Laß mich wenigstens bei dir bleiben«, bat er.

»Weshalb?«

»Dumme Frage. Da steht noch eine Rechnung offen. So weit wie ein Scheunentor.«

Ich schüttelte den Kopf und drückte gleichzeitig die Zigarette aus.

Suko kannte mich. Er stellte keine weiteren Fragen mehr, spielte allerdings auch nicht den Beleidigten und ging zur Tagesordnung über.

Die sah überhaupt nicht gut aus, denn wir hatten noch an den Folgen des letzten Falls zu knacken. Der hatte mich in die Tschechei geführt. Dort war mir bewußt geworden, daß in der Faust-Sage einiges an Wahrheit verborgen ist. Es war mir nämlich gelungen, den kleinen Menschen, den Homunkulus, zu finden.

Zu gern hätte ich ihn nach London mitgenommen und hier meinetwegen untersuchen und analysieren lassen, aber das Menschlein war mir entwischt, obwohl ich es im Gefühl hatte, daß wir mit ihm noch Ärger bekommen würden.

In der letzten Zeit hatte sich sowieso einiges geändert. Seitdem ich den zweiten Würfel, der dem Original aufs Haar glich, besaß, war vieles anders geworden. Wir konnten durch diesen Quader dem Spuk,

der das Original besaß, paroli bieten, aber auch er wußte, in wessen Hand sich der zweite Würfel befand, und nicht umsonst hatte er seinen treuen Helfer Akim Samaran losgeschickt, um uns den Würfel abzunehmen.

Das war ihm nicht gelungen. Jetzt lag er wohl verschlossen in den Panzerschränken des Yard, obwohl dies auch keine hundertprozentige Sicherheit war, wie ich aus Erfahrung wußte.

Einmal erkundigte sich Suko noch kurz vor Feierabend, ob ich meinen Entschluß nicht doch noch ändern wollte.

Ich blieb dabei.

Und so hockte ich allein in der Wohnung und wartete auf die Erfüllung des Versprechens, das mir der fast Unbekannte angedroht hatte. Natürlich machte ich mir meine Gedanken, und ich fragte mich, wie jemand so dumm sein konnte, den Mann erst noch zu warnen, den er umbringen wollte. Das war doch Wahnsinn hoch drei.

Nein, da mußte etwas anderes dahinterstecken. Mit dieser Warnung verfolgte der Typ, der mit mir telefoniert hatte, sicherlich völlig andere Pläne, von denen ich keine Ahnung hatte.

Allmählich schwand der Tag. Die Helligkeit wurde von den langen Schatten und Nachtwolkenbänken der Dämmerung zurückgedrängt, aber in London hörte das Leben noch längst nicht auf. Vor allen Dingen im Juni nicht. Da wurde so manche Nacht zum Tag gemacht.

Das Telefon meldete sich. Ich hatte am Fenster gestanden, drehte mich um und lief auf den Apparat zu. Ich war gespannt, ob es wieder der Unbekannte war.

Bevor ich mich melden konnte, hörte ich bereits die Stimme meines Freundes Suko. »Etwas Neues?«

Ich stöhnte auf und verdrehte gleichzeitig die Augen. »Ja, man hat mir sieben Monster geschickt, die bereits im Haus sind, aus sieben verschiedenen Richtungen kommen und mich in sieben Stücke hacken wollen. Sonst noch was, du männliche Amme?«

»Das war’s.«

»Dann schlaf gut.«

Ich hörte sein Lachen noch, als ich bereits aufgelegt hatte. Diesmal wollte ich mich setzen, kam aber nicht dazu, weil sich der verdammte Apparat schon wieder meldete.

Suko konnte es nicht sein. Ich hob ab und sagte sicherheitshalber kein Wort.

Dafür sprach der andere. »Hallo, Sinclair, ich bin es. Der, der dir den Killer schickt. Und weißt du was?«

»Nein!«

»Er ist bereits unterwegs.«

»Wie schön für ihn«, erwiderte ich.

Der Unbekannte lachte. »Spotte nicht! Ich will deutlicher werden. Er

befindet sich schon in dem Haus, in dem du deine Bude hast.«

War es ein Bluff?

Daran wollte ich einfach nicht glauben. Wenn ich daran dachte, daß viele unschuldige Personen innerhalb der Mauern lebten, war mir überhaupt nicht wohl. Aus Sukos Erzählungen wußte ich, wie wenig Rücksicht Kamikaze kannte. Er hatte es zwar auf mich abgesehen, aber bei ihm konnte man nie wissen. Der drehte auch durch, nahm andere als Geiseln und störte sich auch nicht daran, wenn es zu einer Panik kam. Was dabei passieren konnte, hatte ich vor kurzem gesehen, als es in Brüssel während eines Fußballspiels zu grauenvollen Ausschreitungen gekommen war.

Da ich überlegte und demnach schwieg, fühlte sich der andere bemüßigt, etwas zu sagen. »Na, Geisterjäger, hat es dir die Sprache verschlagen? Oder weshalb sagst du nichts?«

»Ich spreche nicht mit Leuten, deren Namen ich nicht kenne«, erwiderte ich.

Er lachte ins Telefon. »Du wirst mich kennen, und du wirst mich noch besser kennenlernen, das verspreche ich dir. Ich habe besondere Überraschungen für dich. Wie gesagt, die erste befindet sich bereits in deinem Haus. Viel Spaß noch.«

Damit legte er auf. Ich starrte auf den Hörer, als könnte er mir eine Antwort geben. Diesmal hatte ich länger mit dem angeblich Unbekannten gesprochen und war davon überzeugt, daß ich ihn kannte. Zwar war ich mir nicht hundertprozentig sicher, doch so redete nur einer: Akim Samaran!

***

Er hatte in letzter Zeit einiges einstecken müssen, und es war klar, daß er nicht aufgab. Zudem war er der letzte der Großen Alten. Zu aller Überraschung war dieser Namenlose der Spuk gewesen, und er hatte sich Samaran als Killer ausgesucht. Diesen gefährlichen Perser, der schon dem Teufel gedient, ihm dann jedoch abgeschworen hatte, um sich dem Spuk zuzuwenden.

Jetzt wollte er den zweiten Würfel besitzen, da sich der erste in der Hand des Spuks befand.

Welches Unheil man mit diesem Würfel anstellen konnte, war kaum in Worte zu fassen. Durch seine Hilfe war praktisch alles möglich. Mir wurde es mehr als einmal heiß und kalt, wenn ich darüber nachdachte.

War dieser Würfel allmächtig?

Eine nicht unberechtigte Frage. Ich hatte mal gehört, daß er in der Lage sein sollte, die Welt aus den Angeln zu heben und sie völlig zuverändern, doch durch das Duplikat entstand zum Glück ein gewisses Gegengewicht, so daß sich das Grauen in gewissen Grenzen

hielt.

Die Warnung war deutlich genug gewesen. Und ich glaubte auch daran, daß sich der Helfer Akim Samarans bereits im Haus befand.

Suko hatte ja die meiste Bekanntschaft mit Kamikaze gemacht. Seinen Worten durfte ich durchaus trauen.

Kamikaze war so brutal und gnadenlos, daß man ihn kaum mehr als Mensch bezeichnen konnte. Er ging über Leichen, killte, folterte und war eine Ausgeburt der Hölle.

Bisher hatte ich damit gerechnet, das Problem allein bewältigen zu können. Allmählich bauten sich die ersten Zweifel auf, und ich mußte Suko rechtgeben. Es wäre Wahnsinn gewesen, sich diesem Killer allein zu stellen. Schließlich wohnte Suko nebenan. Er konnte mich bei meinen Plänen unterstützen.

Ich telefonierte mit ihm. Dabei wußte ich, daß Suko auf den Anruf gewartet hatte. Er saß gewissermaßen auf heißen Kohlen, in Wartestellung, nahm sofort ab.

»Du hattest recht«, sagte ich.

»Aha. Und wieso?«

»Er hat sich wieder bei mir gemeldet und mir gesagt, daß sich der Killer bereits im Haus befindet.«

Nach dieser Information war es ruhig. Das hatte Suko nun doch die Sprache verschlagen. »Wen hat er denn geschickt?« fragte mein Freund nach einer kurzen Pause des Nachdenkens.

»Ich weiß es nicht.«

»Bestimmt Kamikaze.«

»Gesagt hat er davon nichts«, erwiderte ich. »Deshalb will ich mich auch nicht festlegen.«

»Was machen wir?«

»Auf jeden Fall müssen wir uns umschauen.«

»Richtig«, erklärte Suko. »Nur eines macht mich mehr als stutzig.«

»Und das wäre?«

»Diese Warnung. Wenn er uns killen will, weshalb ruft er dich dann so oft an?« Eine Antwort konnte Suko von mir nicht bekommen. Das sagte ich ihm klar und deutlich.

»Da steckt mehr dahinter, als wir bisher annehmen«, erklärte der Inspektor. Seine Stimme besaß eine so große Überzeugungskraft, daß ich nicht widersprach.

»Kommst du rüber, John?«

»Sicher.« Bevor ich die Wohnung verließ, überprüfte ich meine Waffen. Das Magazin der Beretta war gefüllt, das Kreuz hatte ich auch, leider nicht den zweiten Würfel, denn auf ihn hätte ich mich gern verlassen. Was braute sich da nur zusammen? Es lag wie eine Drohung über meinem Kopf, leider noch unsichtbar, aber das Netz verdichtete sich von Minute zu Minute, das konnte ich fühlen.

Es war wieder einmal der berühmte Kloß im Magen oder das kalte Gefühl im Nacken, das mich überkommen hatte. Immer wenn eine Entscheidung anstand oder Gefahr drohte, meldete es sich.

Eine leichte Sommerjacke, kaum schwerer als ein Hemd, streifte ich mir über, bevor ich die Wohnungstür aufzog. Meine Hand lag noch auf der Klinke, als es geschah.

Urplötzlich verlöschte das Licht!

Ich stand im Dunkeln und dachte sofort an eines. Das mußte ein totaler Stromausfall sein.

Zwar hatte ich dafür keinen Beweis bekommen, aber ich ließ mein Gefühl sprechen und öffnete auch die Tür, wobei ich in einen dunklen Gang schaute, in dem nur ein schwaches Licht brannte, die Notbeleuchtung. Demnach mußte es im ganzen Haus so aussehen.

Dies bewies, daß nichts mehr funktionierte.

Kein Fahrstuhl funktionierte mehr, kein Kühlschrank, keine Gefriertruhe, kein Elektroherd. Mir war nicht bekannt, wie viele Menschen sich in den Wohnungen aufhielten. Waren der erste Schock oder die anfängliche Überraschung einmal vorbei, konnte man für nichts mehr garantieren. Dann verließen die Bewohner ihre Zimmer, würden sich auf den Flur zusammenfinden, miteinander reden, nach Gründen suchen oder Ursachen forschen.

Totaler Stromausfall!

Vor Jahren war New York einmal ohne Strom gewesen. Das Chaos regierte in der Riesenstadt. Ich hoffte, daß diesmal nur unser Haus betroffen war.

Und in der Dunkelheit lauerte der Killer, von dem außer Shao, Suko und mir keiner etwas ahnte. Er konnte sich jede Geisel nehmen, die er wollte. Sein tödlicher Schatten war nicht auszumachen, deshalb gab es für Suko und mich nur eine Lösung.

Wir beide – und auf uns kam es schließlich an –, mußten so rasch wie möglich das Haus verlassen.

Das war mir in wenigen Sekunden durch den Kopf geschossen, als ich sah, daß neben mir eine Tür geöffnet wurde. Zwei Gestalten erschienen. Es waren Shao und Suko.

Mein Freund drängte seine Partnerin zurück. »Bleib du in der Wohnung«, erklärte er. »Der oder die haben es allein auf uns abgesehen. Das hast du ja bemerkt.«

»Ist gut.«

Ich ging auf Suko zu. Irgendwo hinter uns wurden auch Türen geöffnet. Stimmen schrien durcheinander. Der Ruf nach einem Elektriker wurde laut, andere beschwerten sich lautstark über die verdammte Technik, und aus einer der über uns liegenden Etagen hörte ich ein brüllendes Lachen.

Um all die Dinge kümmerten wir uns nicht. Suko und mir war klar,

daß dieser Stromausfall allein uns galt. »Und nur wir können etwas dagegen tun«, erklärte mein Partner.

»Indem wir verschwinden.«

Er hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich. Raus aus dem Haus, das war am besten!

Wenn das Haus nicht mehr mit Energie versorgt wurde, fuhren auchkeine Fahrstühle. Uns blieb einzig und allein der Weg über die Treppe nach unten.

Ich war ihn schon öfter gegangen, denn dieses Haus hier war nicht zum erstenmal als dämonische Zielscheibe erwählt worden.

Auf dem langen Weg nach unten konnten zahlreiche Gefahren lauern, darüber waren wir uns im klaren, und damit rechneten wir auch. Vielleicht hatten unsere Gegner gerade dies gewollt.

Wie dem auch war, es würde dauern, bis ein Reparaturtrupp eintraf, und so lange hatten wir keine Zeit.

»Hat der Anrufer nicht gesagt, der andere wäre bereits im Haus?« fragte Suko.

»Ja.«

»Dann könnte er auch hier oben sein«, gab mein Freund zu bedenken. Er deutete in die Tiefe des Ganges. In der Düsternis kann er sich vor uns versteckt halten, ohne daß wir ihn sehen.

Einer der Flurnachbarn lief herbei. Der Mann kam wie ein heller Schatten. Erst als er vor uns stand, sahen wir, daß er eine weiße Hose und ein ebenfalls weißes Hemd trug. »Haben Sie diese Scheiße hier wieder zu verantworten?« fuhr er uns an und strömte gleichzeitig eine Whiskyfahne aus.

»Was meinen Sie damit?« fragte ich scharf.

Er hob seinen Kopf und schob das Kinn aggressiv vor. »Sie sind doch ein Bulle, und die stehen immer auf der Abschußliste, wie ich gehört habe.«

»Dann haben Sie eben falsch gehört«, erklärte ich. »Bitte, gehen Sie in Ihre Wohnung und verhalten Sie sich ruhig. Der Hausmeister wird dafür sorgen, daß bald ein Reparaturtrupp erscheint. Klar?«

»Der Affe da unten?«

»Gehen Sie!« verlangte auch Suko. Er hatte so gesprochen, daß der andere zusammenzuckte und sich verzog.

»Ein widerlicher Kerl!« flüsterte mein Freund.

Ich tippte ihn an. »Komm, laß uns zur Treppe gehen!«

Suko wollte noch nicht. »Beide zusammen?«

»Wieso?«

»Vielleicht sollten wir uns trennen.«

»Es gibt nur den einen Aufgang.«

»Das ja«, gab Suko zu. »Außerdem meine ich es nicht so. Einer von uns könnte hier auf dem Gang bleiben und warten. Wenn dieser

Kamikaze…«

Ich lachte leise. »Du rechnest noch immer mit ihm?«

»Sicher.«

»Und wer soll hier oben bleiben?«

»Ich«, erklärte Suko. »Schließlich habe ich mehr mit ihm zu tun gehabt als du und auch noch eine alte Rechnung zu begleichen. Ich könnte zum Beispiel in deiner Wohnung auf ihn warten.«

Sukos Vorschlag hatte einiges für und etwas gegen sich. Schlecht war es, wenn wir getrennt wurden, andererseits mußten wir mit allen Tricks unserer Gegner rechnen und möglichst versuchen, uns irgendwie darauf einzustellen.

»Was sagst du?« fragte Suko.

»Einverstanden.« Als demonstrative Geste bekam er von mir ein Nicken. Den Schlüssel zu meiner Wohnung brauchte ich ihm nicht zu geben, Suko besaß selbst einen.

»Ich bin scharf auf Kamikaze«, sagte er. »Du mußt ihn erlebt haben, John, um mich verstehen zu können.« Suko stand in der Düsternis des Flurs und rührte sich nicht. Er wirkte wie ein gefährliches Denkmal.

»Übernimm dich nur nicht«, warnte ich ihn. »Dein Übereifer macht mir fast Angst.«

»Laß mal, ich werde mich schon zusammenreißen. Sieh du nur zu, daß du gut durchkommst.« Suko hob winkend den Arm, drehte sich ab und schritt auf meine Wohnungstür zu.

Ich strich meine Haare zurück. Einfach war es nicht. Allerdings teilte ich Sukos Meinung nicht, daß unbedingt Kamikaze zu mir kommen mußte. Es konnte auch jemand anderer sein, der in Samarans Diensten stand. Dessen Mittel waren unbegrenzt.

Es wurde leider nicht besser, je mehr Zeit auch verstrich. In den Fluren hatten sich die Bewohner des Hauses versammelt und diskutierten. Sie redeten auch auf mich ein, denn nicht wenige wußten, daß ich beim Yard war.

Noch vor dem Erreichen des Treppenhauses wurde ich einige Male angesprochen. Manche redeten vorwurfsvoll auf mich ein. Es hörte sich an, als wollten sie mich für die Ereignisse verantwortlich machen. Ich wehrte alle Fragen ab und beruhigte die Leute mit der Information, daß die Reparaturtrupps bestimmt bald eintreffen würden und man sich keine Sorgen zu machen brauchte.

»Am besten ist es, wenn Sie wieder zurück in die Wohnungen gehen«, schlug ich vor.

»Und dann?«

»Warten Sie ab«, erwiderte ich auf die aggressive Frage eines Mannes. »Mehr nicht. Vielleicht zünden Sie ein paar Kerzen an und machen sich einen gemütlichen Abend.«

»Verzichte, Mister.«

»Das ist Ihr Problem«, sagte ich im Weitergehen. Ich drückte mich an zwei Frauen vorbei und lächelte noch einem kleinen Mädchen zu, das mich ängstlich anblickte.

Zum Schacht des Treppenhauses führten breite Türen. Sie besaßen jeweils zwei Hälften, die mit einem dicken Glaseinsatz gefüllt waren. Ich umschloß den viereckigen Griff mit den Fingern und zog die Tür auf. Sie schwang mir langsam entgegen.

In den letzten Tagen war es schon heiß gewesen. Im Flur hatte sich die Luft gestaut. Sie wehte mir entgegen wie heißer Dampf, der mir schnell den Schweiß aus den Poren trieb.

Hinter mir schwappte die Tür wieder zu. Ich stand in dem halbdunklen Flur und lauschte in die Stille hinein. Kein Laut drang dabei aus der Tiefe an meine Ohren.

Dies empfand ich als positiv, denn so konnte ich davon ausgehen, daß sich niemand dort aufhielt. Die Bewohner schienen zu »faul« zu sein, ihre Wohnungen zu verlassen und den Weg über die Treppe zu nehmen. Das kam mir nur entgegen.

Am Tage fiel Licht durch die breiten Glasbaufenster, die sich zwischen den Absätzen befanden. In der Nacht drang kaum Helligkeit in den Flur. Es war zwar nicht stockfinster, doch sehr düster.

Schatten lagen wie lange Schleier im Hausflur.

Ich bewegte mich vorsichtig auf die Treppe zu. Nur keine unnötigen Geräusche verursachen, so lautet meine Devise. Wenn jemand auf mich lauerte, sollte er mich nur nicht zu früh bemerken.

So ging ich auf Zehenspitzen weiter, ließ den ersten Treppenabsatz hinter mir, blieb stehen und schaute über das Geländer hinweg in den tiefen Schacht.

Er verlor sich in der Dunkelheit. Ziele konnte ich nicht erkennen.

Das gesamte Treppenhaus konnte einem Gegner als Deckung reichen.

Ich lief weiter. Noch immer sehr vorsichtig und stets die Fußballen aufsetzend. Meine rechte Hand lag auf dem Geländer. Die Fläche schleifte darüber hinweg, der Schweiß machte beides glatt.

Wenn ich Stimmen hörte, nur sehr schwach. Die dicken Mauern dämpfen sie stark. Irgendwo schlug auch eine Tür. Das war unter mir geschehen. Schwache Tritte klangen zu mir hoch.

Irgendwo mußten sich Bewohner im Treppenhaus aufhalten. Ich hörte sie nach unten laufen, die Schritte verklangen.

Natürlich wußten die anderen nicht, welche Gefahr möglicherweise auf sie lauerte, ich wollte auch keine offizielle Warnung aussprechen, dies hätte zu leicht zu einer Panik führen können, so bewegte ich mich möglichst lautlos weiter und achtete auf jede verdächtige Bewegung.

Es war nur mein Schatten an der Wand, der mich stets begleitete.

Nicht zum erstenmal hielt ich mich im Treppenschacht dieses hohen Hauses auf. Die Regel war es nicht, wenn ich so nach unten schlich,

dann lag immer etwas in der Luft. Auch hier merkte ich, daß es anders geworden war, trotz der so »normalen« Umgebung.

Etwas wartete auf mich, da lauerte jemand in der Tiefe, vielleicht eng an die Wand gepreßt und nur darauf wartend, daß ich ihm vor die Mündung irgendeiner Waffe lief.

Nahe der Wand ging ich weiter. Von den Stimmen hörte ich nichts mehr.

Die Bewohner mußten das Treppenhaus verlassen haben, was mir sehr lieb war.

Oder hätte ich doch oben bleiben sollen? In der Wohnung warten, bis jemand kam?

Keine Ahnung, was besser gewesen war. Zum Glück konnte ich mich auf Suko verlassen.

Schatten und eine fahle Düsternis wechselten sich ab. Die Nacht war klar, mondhell, hinzu kamen die Lichter der Großstadt.

Eigentlich sahen die Schatten gleich aus, nur einer nicht, und der bewegte sich.

Ich stand noch auf der Treppe. Es waren vielleicht vier bis fünf Stufen bis zum nächsten Absatz, als sich links von mir, in Absatzhöhe und von der Wand eine Gestalt löste.

War er das?

Sofort stoppte ich meinen Schritt, schaute sehr genau hin und stellte fest, daß dieser Typ sich ungewöhnlich bewegte. Ein wenig eckig so roboterhaft wie ein künstlicher Mensch.

Ich hielt den Atem an und dachte darüber nach, ob er mich schon entdeckt hatte. Wenn ja, mußte er einfach etwas tun.

Das geschah noch nicht. Er blieb stehen, schaute zu mir hoch und erwartete mich.

Ja, das mußte er sein!

Ich blickte ihm entgegen. Von oben nach unten starrte ich ihn an und wartete auf eine Reaktion, die noch ausblieb. In der Finsternis sah ich zwar seine Umrisse, ob er bewaffnet war oder nicht, konnte ich jedoch nicht feststellen.

Aus der Tasche holte ich die kleine Lampe hervor. Ich überstürzte nichts, keine Bewegung, die ihn unsicher und aggressiv machen konnte. In der linken Hand behielt ich die Lampe, schaltete sie ein und schwenkte den Strahl ein wenig nach rechts.

Mitten hinein stach er in ein grauenvolles Gesicht!

Es war weder zerhackt noch irgendwie gekennzeichnet. Trotzdem kam es mir auf seine Art und Weise einfach grauenvoll vor, denn es zeigte eine nahezu perverse Glätte. Faltenlos, ohne Makel, ohne Riß und dabei so glänzend, daß der dünne Lampenstrahl von seinen Wangen reflektiert wurde.

Ein Mensch?

Er hatte sich bewegt, war aus der Deckung hervorgekommen und hielt sich starr stehend auf dem Treppenabsatz auf.

Kamikaze jedenfalls war es nicht. Seltsamerweise gab mir dies kein Gefühl der Beruhigung. Den Killer konnte ich einstufen, da wußte ich, woran ich im Prinzip war. Diesen Kerl jedoch sah ich und wartete praktisch darauf, daß er etwas tat.

Die tiefer als gewöhnlich in den Augen liegenden Höhlen hatten sich dem Ausdruck des Gesichts angeglichen. Sie schauten mich ebenso starr an, und ich ließ den dünnen Lichtfinger weiter nach unten gleiten, um auch etwas von der Gestalt des anderen sehen zu können.

Seine Kleidung machte mich stutzig. Als Kleidung wollte ich es kaum bezeichnen, denn was ich da zu sehen bekam, waren alte Lumpen, Wamse und Oberteile aus brüchigem Stoff. Die Arme lagen frei, die Füße steckten in alten Stiefeln, die Hose sah aus wie ein enger Strumpf. Auf dem Kopf wuchs ein wirres Haar von undefinierbarer Farbe, dessen Strähnen auch in die glatte Stirn hingen.

Das alles sah ich innerhalb weniger Sekunden, und der andere rührte sich auch nicht. Dann fiel mir noch etwas auf. Vielleicht das wichtigste Detail.

Der Mann war bewaffnet.

Seine Hände umklammerten einen dicken Holzstab, dessen Ende er auf den Boden gestützt hatte. Der Stab lief nach oben hin breiter zu, besaß aber keine Metallspitze, so daß man ihn nicht als Lanze bezeichnen konnte, sondern als Stock.

Und so stand er vor mir.

Abwartend regungslos, während ich darüber nachdachte, ob ich es mit einem Menschen zu tun hatte.

Ich ging eine Stufe vor. Es hatte keinen Sinn, stehenzubleiben und nur zu starren. Mein Gegner bewegte sich nicht, er zuckte erst zusammen, als ich noch eine Stufe hinter mich gelassen hatte. Dabei ging er zurück und hob seinen Stock an.

Auch dies geschah nicht mit einer eleganten Bewegung, es wirkte eckig und irgendwie verkrampft.

Dann schlug er zu.

Damit hatte ich kaum gerechnet. Plötzlich war er schnell geworden.

Ich sah den Stock auf mich zuhuschen, drückte meinen Körper zurück und hatte trotzdem das Pech, getroffen zu werden, denn das Ende der Holzstange fuhr über meine Brust und stieß mich zurück.

Ich stolperte, verlor das Gleichgewicht und landete auf meinen vier Buchstaben.

Zum Glück, mußte ich sagen, so verfehlte mich der nächste Hieb.

Am Gesicht spürte ich zwar den Luftzug, der Stock selbst hämmerte gegen die Längsstäbe des Geländers und ließ sie dröhnen und singen, denn ihr Schall pflanzte sich durch das Treppenhaus fort.

Der erste Treffer hatte mir kaum Schmerzen zugefügt, mich dafür wütend gemacht, und das wollte ich dem Kerl heimzahlen. Gesprochen hatte er noch immer nicht, dafür holte er zum drittenmal aus.

Diesmal schlug er von oben nach unten.

Es war eigentlich nicht er selbst, der mir irgendwie Beklemmung einjagte, sondern die erschreckende Lautlosigkeit, die seine Aktionen begleitete. Nur das Pfeifen dieser verdammten Stange war zu hören, wenn sie die Luft teilte.

Auf der Treppe sprang ich so zur Seite, daß ich mich mit dem Rücken gegen das Geländer drücken konnte. Vor mir raste der lange Knüppel entlang und krachte auf eine Stufenkante. Mit der rechten Hand stützte ich mich ab, gab mir den nötigen Schwung und sprang dem anderen Kerl entgegen. Mit den Beinen zuerst traf ich ihn.

Es war eine klassische Flanke gewesen, die den anderen von den Beinen riß.

Er kippte nach hinten, schlug hart auf, und ich vernahm dabei ein klatschendes Geräusch, als sein Hinterkopf auf den harten Stein des Treppenabsatzes schlug.

Dieses Geräusch schüttelte mich, und ich ballte meine Hände für einen kurzen Moment zusammen. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß er liegen bleiben würde, daran dachte er nicht, denn er rollte sich zur Seite und kam wieder hoch.

Auf seinem Knüppel stützte er sich ab.

Den trat ich mit dem rechten Fuß zur Seite. Die Stütze wirbelte weg, mein Gegner verlor den Halt und krachte abermals zu Boden.

Auf den Rücken fiel er nicht, er gelangte in eine sitzende Stellung, die ich sofort ausnutzte, denn mein rechter Fuß schnellte vor, und der Absatz traf ihn wuchtig an der Brust.

Ich befand mich an einer relativ günstigen Stelle, da durch das Fenster an der Seite ein wenig Helligkeit in den Treppenschacht fiel, so daß ich auch sein Gesicht erkennen konnte. Es war noch immer glatt und ausdruckslos geblieben. Es änderte sich auch nicht, als ich abermals zutrat und dieser Tritt dafür sorgte, daß er kopfüber und sich viele Male überschlagend die Stufen hinabrollte.

Die klatschenden Geräusche nahm ich noch wahr, ich hörte, wie er mit dem Schädel gegen die Kanten stieß, sich weiterhin überschlug, den nächsten Absatz erreichte und erst dort liegenblieb.

Blitzschnell bückte ich mich, hob den Stock auf und folgte ihm.

Als er sich aufrichtete, stand ich noch auf der zweitletzten Stufe.

Diesmal benutzte ich den Stock als Waffe.

Sein Ende rammte ich vor.

Es wuchtete gegen die Körpermitte des Mannes, drückte ihn wieder auf den Rücken, und ich kam mir vor wie ein Stabhochspringer, der

einen Körper als Unterlage benutzte, um sich abzustützen.

Jetzt hätte er schreien oder zumindest das Gesicht verziehen müssen. Nichts dergleichen geschah. Das Gesicht blieb ausdruckslos, sosehr ich auch den Stab gegen ihn preßte.

Dafür spürte ich etwas anderes.

Sein Körper gab nach.

Das heißt, es sank das untere Ende des Stocks in seine Brust, die auf einmal zu einer weichen Masse geworden war, in die ich den Stab hineindrehen konnte, als wäre dort ein Gewinde vorhanden.

Auf eine andere Art und Weise regte er sich, denn er hob beide Arme an und umklammerte den Stab im unteren Drittel. Mit seiner Kraft stemmte er sich gegen den von mir eingesetzten Druck und schaffte es auch, seinen Kopf in die Höhe zu drücken, mehr gelang ihm nicht, da ich überhaupt nicht nachließ und durch meine eingesetzte Kraft es auch schaffte, den Stab tiefer in die Brust zu stemmen.

Es entstand ein Loch, eine Kuhle, die größer wurde, weil ich den Stab noch drehte.

Es war sehr brutal, das gab ich zu. Ich hätte es auch sonst nicht getan, wenn ich sicher gewesen wäre, einen Menschen vor mir zu haben. Das war hier nicht der Fall.

Dieses Wesen konnte kein Mensch sein, nicht einmal ein Zombie, die reagierten anders.

Was war es dann?

Auf jeden Fall schwieg es, und nur mein Keuchen durchbrach die Stille. Ich hatte das Gesicht verzogen, die Lippen aufeinandergepreßt, spürte plötzlich einen harten Widerstand, den ich auch trotz großer Anstrengung nicht durchbrechen konnte. Und ich wußte, daß ich es geschafft hatte Dieses Wesen vor mir war durchbohrt worden!

Mit einem Ruck riß ich die Holzstange aus seinem Körper hervor und trat zurück.

Kein Blut, keine gebrochenen Knochen, kein zerdrücktes Fleisch und auch keine Muskelreste sah ich. Dafür richtete sich der andere auf. Meine Augen weiteten sich, denn ich erkannte in seiner Brust das Loch, durch das ich schauen konnte.

Ja, er besaß ein Loch im Körper und lebte trotzdem weiter. Für mich ein gewaltiges Rätsel, über das ich nur den Kopf schütteln konnte, denn das wollte mir nicht in den Sinn.

An den Rändern des Lochs steckten noch die Reste der Kleidung wie festgefressen.

Ich schaute ihn an, sah, wie er breitbeinig vor mir stand und dabei von einem Fuß auf den anderen schaukelte, weil er so das Gleichgewicht halten konnte.

Ein abstoßendes und gleichzeitig faszinierendes Bild, das er mir bot. Dem hätte ich auch den Schädel abschlagen können, und er hätte

weitergelebt.
An wen war ich da nur geraten?
Er griff mich an. Ein wenig linkisch, weil er nicht anders gehen konnte. Ich besaß den Knüppel, und den setzte ich auch ein. Zwei Stöße erwischten ihn.
Der erste trieb ihn nach hinten, der zweite nach rechts, so daß er gegen das Geländer stieß. Wiederum pflanzte sich das Dröhnen fort, und mein Gegner bekam auch jetzt Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht.
Ich setzte einen dritten Stoß hinterher.
Er war nicht das endgültige Aus, aber er trieb diese Mischung aus Kunstmensch und Zombie die Stufen der Treppe hinab, wo er sich nicht mehr halten konnte, mit seinen steif wirkenden Armen ruderte und abermals bis zum nächsten Treppenabsatz flog, bevor er ruhig liegenblieb.
Natürlich lief ich ihm nach, aber was brachte das alles ein? Das Spiel würde wieder von vorn beginnen. Ich konnte tun, was ich wollte, auf diese Art und Weise besiegte ich ihn nicht.
In Reserve hatte ich die geweihten Silberkugeln und mein Kreuz.
Beides konnte ich noch einsetzen, hätte es auch getan, aber ich wollte zunächst wissen, woran ich bei ihm war.
Deshalb ging ich dicht neben ihm in die Knie. Bevor er noch hochkommen konnte, ließ ich den Stock fallen und griff mit beiden Händen nach seinem Hals.
Zum erstenmal hatte ich einen körperlichen Kontakt mit ihm bekommen, ich spürte unter meinen Fingern eine glatte Masse, die zudem einen andersartigen, dennoch typischen Geruch ausströmte, wie ich ihn auch schon wahrgenommen hatte.
So roch Wachs!
Und das genau war die Lösung.
Ich kämpfte mit keinem Zombie, mit keinem künstlichen Menschen à la Frankenstein, sondern mit einer lebenden Wachspuppe…

***

Im ersten Augenblick war ich geschockt. Meine Hände hielten noch immer den Hals. An den Innenseiten der Finger spürte ich die Kräfte des Wachses, das mir vorkam wie steifes Fett und ein Gefühl des Ekels in mir hochsteigen ließ.
Er stemmte sich dagegen. Erwürgen konnte ich ihn nicht, vielleicht hätte eine Kugel ausgereicht, um sein dämonisches Dasein zu zerstören, doch der Schuß wäre sicherlich gehört worden und hätte irgendwelche Fehlreaktionen auslösen können.
Mir fiel eine andere Lösung ein. Eine, die man mit Nummer Sicher umschreiben konnte.

Feuer!

Das Treppenhaus bestand aus Stein, das Geländer war aus Metall, es gab nicht einmal einen Handlauf aus Kunststoff, so daß eigentlich nichts brennen konnte und das Risiko sich in Grenzen hielt.

Aber ich mußte schnell sein.

Als ich hochkam, kickte ich den langen Knüppel aus seiner unmittelbaren Reichweite und hielt schon mein kleines Feuerzeug in der Hand. Die Flamme fuhr aus der kleinen Düse, zuckte von links nach rechts und hatte plötzlich einen Fetzen seiner Kleidung in Brand gesteckt.

So sollte es auch sein.

Die Kleidung war nicht nur alt, auch trocken, und sie brannte wie der berühmte Zunder.

Als die lebende Wachsfigur auf den Beinen stand, züngelten die langen, heißen Finger bereits an seinem Körper hoch. Bald hatten sie den wamsartigen Rock erfaßt und breiteten sich weiter aus.

Ihn rettete nichts mehr.

Ich wollte nicht unbedingt von dem Feuer erfaßt werden und sprang einige Schritte zurück.

Vor mir auf dem Absatz stand eine Fackel.

Kein Mensch, eine Wachspuppe.

Er bot ein loderndes, schaurigschönes Bild und zeichnete innerhalb der Dunkelheit eine zuckende heiße Insel nach, wobei sich seine Gestalt innerhalb der nächsten Sekunden veränderte.

Sie schmolz zusammen.

Dieses Bild war mehr als schaurig. Das Wachs löste sich auf, die Proportionen wurden verschoben, so daß eine Szene entstand, vor der man sich fürchten konnte.

Ich bezeichnete mich als einen Mann mit starken Nerven. In diesem Fall blieb ich nicht unberührt, und ich mußte mir immer wieder einhämmern, daß diese von einem Flammenmantel umgebene Figur kein Mensch, sondern eine Wachspuppe war.

Sie zerfloß zu breiigen, dicken Klumpen, die sich an allen Seiten des Körpers gleichzeitig lösten, neue Formen bildeten, die ineinanderflossen, sich wieder veränderten und alle nur einen Weg hatten.

Den nach unten.

Sie gehorchten der Erdanziehungskraft, rannen in die Tiefe, den Füßen entgegen, die ebenfalls einschmolzen und die Wachsfigur auf dem Fleck hielten, so daß sie sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Sie klebte fest. Dabei wurde sie immer kleiner, während das Wachs an den Außenseiten in dicken Tropfenbahnen nach unten rann.

Ich hörte keinen Schrei, kein Stöhnen, und auch das Schmelzen des Materials verursachte keine Geräusche. Die einzigen Laute gaben die

Flammen ab. Es war ein leises Knattern, vermischt mit einem Fauchen, das an meine Ohren drang.

Sicherheitshalber hatte ich mich zurückgezogen. Ich stand in der Mitte eines Treppenabsatzes, schaute zu und sah auch die flackernden Schatten an den Wänden des Treppenhauses, die den Vorgang vergrößert und auch verzerrt wiedergaben.

Allmählich sackte das Feuer zusammen. Auf dem Absatz hatte sich eine große Lache aus flüssigem, heißen Wachs gebildet, das noch immer Nachschub bekam und so wie zäher Honig über die erste Stufenkante rann und sich auf der Treppe ausbreitete.

Und das war es auch, was zurückblieb.

Eine Lache.

Geträumt hatte ich nicht, denn ich sah den Stock dort liegen und hob ihn auf. Die letzten Flammen verloschen. Dünne Dampfschwaden stiegen von der Oberfläche des flüssigen Wachs in die Höhe. Sie verbreiteten einen stechenden Geruch und verteilten sich kreisförmig.

Ich wischte über mein Gesicht, auf dem der kalte Schweiß als eine zweite Haut lag.

Allmählich klang auch in mir die Spannung ab. »Suko«, flüsterte ich mir selbst zu, »du hattest unrecht. Dein Kamikaze ist zu Hause geblieben, man hat uns einen anderen geschickt.« Ich schüttelte den Kopf und ging den Weg zurück, den ich gekommen war.

Meine Knie zitterten doch ein wenig, da bin ich ehrlich genug, dies zuzugeben. Ich drückte wieder die Tür auf und betrat den normalen Hausgang. Mit dem langen Knüppel in der rechten Hand kam ich mir vor wie Rübezahl auf Urlaub in England.

Natürlich hatte sich der Gang nicht geleert. Die Leute standen herum und warteten, daß etwas geschah. Noch immer war die Energieversorgung unterbrochen.

Ich kannte den Mann, der mich ansprach. Nur hielt der Typ diesmal eine Flasche Bier in der Hand, die er fast geleert hatte. »Ein Bulle mit einem Knüppel. Das ist doch symbolisch!« motzte er mich an.

»Halten Sie den Mund!« wies ich ihn zurecht.

Er lachte nur frech.

Nach den Vorgängen hatte ich keine Lust, mich mit ihm weiter auseinanderzusetzen und ließ ihn einfach stehen. Bis zu meiner Wohnung waren es nur ein paar Schritte.

Ich schellte.

Suko war vorsichtig und hielt die Tür geschlossen. Ich konnte es ihm nicht verdenken, deshalb klopfte ich und meldete mich mit Namen. »Ich bin es, John!«

Der Inspektor zog die Tür auf.

Hinter ihm sah ich Shao stehen, die er sicherheitshalber in seine Nähe geholt hatte. Beide schauten mich verwundert an, als ich meine

Wohnung betrat und den langen Holzknüppel gegen die Wand lehnte.
»Was ist geschehen?« fragte der Chinese. Er schielte auf die hölzerne Schlagwaffe.
Bis zur Küche ging ich durch und goß mir ein Glas Mineralwasser ein, das ich mit ins Wohnzimmer nahm, wo mich die beiden gespannt erwarteten.
»Kamikaze war es nicht«, erklärte ich.
»Wer dann.«
Ich deutete auf zwei Sessel. »Laßt euch nieder, dann erzähle ich von Beginn an.«
Suko setzte sich, Shao ebenfalls. Sie schauten mir ins Gesicht.
Shao meinte: »Du machst es aber verdammt spannend, John.«
»Und das genau ist es auch, mein? Liebe«, erwiderte ich…

***

Die Tooley Street liegt so dicht an der Themse, daß man das schmutzige Wasser riechen kann. Eigentlich wäre die Tooley Street zwischen all den bekannten Sehenswürdigkeiten in unmittelbarer Nähe in Vergessenheit geraten, wenn es dort nicht etwas gegeben hätte, über das man sehr oft sprach und das auch in der letzten Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Zwar war es nicht so bekannt wie das Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud, dafür wesentlich schauriger und unheimlicher.
Besucher mit schwachen Nerven wurden davor gewarnt, dieses Haus zu betreten, dessen Name sich allmählich auch auf dem Festland herumgesprochen hatte und gerade wegen seiner Schauerlichkeit so viele Touristen anlockte.
THE LONDON DUNGEON!
So nannte es sich. Frei übersetzt ungefähr soviel wie das Londoner Burgverlies. Oder auch der Londoner Kerker. In diesen Räumen fand der Besucher die Realitäten und Schrecken aus der englischen Historie. Das Leben in jenen Tagen war verdammt nicht einfach gewesen, sondern hart. Und in diesem feuchtkalten Haus in der Tooley Street fühlte sich jeder Besucher in die alten Zeiten zurückversetzt.
The London Dungeon hatte in den letzten Jahren einen immer größeren Zuspruch erhalten, und man konnte es schon als kleine Konkurrenz zu dem weltberühmten Wachsfigurenkabinett bezeichnen. Jemand hatte mal gesagt, es wäre Londons Gruselkammer Nummer 1. Und das war nicht übertrieben.
So hell, sonnig und strahlend der Tag auch über London lag, im Innern des alten Hauses war es immer düster. Hier schlich das Grauen durch die Räume, es war der unsichtbare Begleiter der Besucher, die hin und wieder aufschrien, wenn sie eine besonders schlimme Szene sahen.

An das alles hatte sich Peter Rawl gewöhnt. Er arbeitete im London Dungeon, kassierte Eintrittsgelder, amüsierte sich oft genug über die Angst der Besucher und hatte schon so manches Mal laut gelacht, wenn die Leute mit kalkbleichen Gesichtern die Kellerräume verließen und draußen erst einmal tief Luft holten.

Gern kauften sie Peter Rawls Whisky. Für ihn war es ein einträgliches Nebengeschäft, denn zahlreiche Besucher, da machten die Frauen auch keine Ausnahme, nahmen gern einen Schluck, wenn der Besuch des Schreckens hinter ihnen lag.

An diesem Mittwoch war der Betrieb an sich relativ ruhig verlaufen. Nur wenige Besucher waren gekommen, zum Schluß noch eine Familie aus Deutschland, die unbedingt den Schrecken erleben wollte.

Ein Elternpaar mit zwei Kindern.

Die Sprößlinge waren nicht mehr klein, dennoch hatte Peter die Eltern gewarnt, die Kinder in die Gruselkammer mitzunehmen.

»Das kann hart werden.«

Der Vater hatte abgewinkt. »Wir haben schon viel gesehen. So leicht wirft uns nichts um.«

»Es war auch nur ein Ratschlag gewesen«, sagte der Mann und verteilte die Karten.

Dann war die Familie gegangen.

Viel Zeit konnten sie sich nicht lassen, denn um 19.00 Uhr war die Besuchszeit zu Ende, es sei denn, irgendwo fand noch eine Party statt. Das war der besondere Gag, denn man konnte in den Räumen auch feiern. Von kleinen Cocktailparties bis hin zu großen Wohltätigkeitsveranstaltungen oder privaten Bällen, es hatten rund 400 Personen Platz. Man konnte sich das Essen bestellen, Getränke ebenfalls, und für die richtige Schauermusik wurde auch gesorgt.

Peter Rawl mochte diese Feier nicht. Wenn die Leute betrunken waren, kamen sie nur auf dumme Ideen. Da passierte es oft genug, daß sich jemand auf die Streckbank legte, unter den Galgen kletterte oder in das Little Ease kroch. Früher war es ein kleines scheußliches Loch in einem der Türme des Tower gewesen. Wer dort hineingeschafft wurde, starb. Er konnte in dem Loch weder sitzen, liegen noch die Beine ausstrecken oder den Rücken durchdrücken, so klein war es. Die durch Krämpfe entstehenden Schmerzen kann sich heute kaum jemandvorstellen.

Bei den Parties krochen hin und wieder Angetrunkene ins Little Ease. Zum Glück wurden stets zwei Männer eingesetzt, eine Feier zu überwachen, damit wenigstens die schlimmsten Vorfälle vermieden wurden.

Die nächste Party sollte erst am Wochenende laufen. Irgendein Earl feierte Geburtstag. Einige seiner Vorfahren waren auf schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen. Wie, das wollte er seinen

Gästendemonstrieren, und dabei Champagner trinken.

Manchmal sind die Leute verrückt! dachte Peter. Er ging lieber in den Pub und feierte dort.

Über seinen Job beschwerte sich Peter Rawl nicht. Andere hatten es da wesentlich schlechter. Er brauchte sich nicht körperlich anzustrengen und nur hin und wieder einige Verrückte ertragen. Auch daran gewöhnte man sich im Laufe der Zeit.

Zurückgelehnt saß er in seinem Kassenhäuschen und nuckelte an einer Zigarre. Immer wenn jemand aus der Tiefe über die Treppe auftauchte, drehte er sich um und besah sich die Leute. Das tat er immer. An der Gesichtsfarbe und der Dicke der Schweißschicht konnte er erkennen, wie es ihnen »gefallen« hatte.

Und er wurde wieder Whisky los. So verging die Zeit, bis Peter auf die Uhr schaute und feststellte, daß er bald schließen mußte. Er überlegte, wer sich noch in der Ausstellung befand. Es konnte nur noch die Familie aus Deutschland dort sein.

Sein Chef hatte irgendwann einmal von einer Monitorüberwachung gesprochen, sie bisher aber noch nicht eingebaut, was bestimmt nötig gewesen wäre. So verließ man sich allein auf Peter Rawl, der eine Viertelstunde vor Schluß ein optisches Signal gab und über Lautsprecher erklärte, daß der Kerker bald geschlossen wurde. Übernachten wollte wohl keiner freiwillig zwischen dem in Wachs erstarrten Grauen.

Noch eine Minute bis zur Meldung.

Rawl stand schon auf, um sie durchzugeben, als ein Schatten über ihn fiel. Selbst er erschrak so heftig, daß er einen leisen Schrei nicht unterdrücken konnte.

Mit geballten Händen blieb er stehen und starrte auf den Mann, der am Eingang erschienen war.

Ein Monster?

Nein, ein Mensch, auch wenn er so aussah, als gehörte er nach unten in den Gruselkeller. Er besaß fahles blondes Haar, das schon einen leichten Ascheton aufwies und so lang wuchs, daß der Mann es am Hals zu einem Pferdeschwanz verknotet hatte. Sein langgezogenes Gesicht wirkte wie eine Maske aus Knochen, über die jemand Haut gespannthatte. Die schmale und dennoch irgendwie breit wirkende Nase sah zerschlagen aus. Der Mund fiel kaum auf, er war nur noch ein grausam verzogener Strich. Die Augen blickten kalt wie die einer Wachspuppe.

Der Mann trug eine Hose aus dünnem Leder und über seinem bloßen Oberkörper nur eine Weste. Sein rechter Arm zeigte dicht unter der Schulter einen schmutzigen Verband. Dort mußte es ihn erwischt haben. Eine Verletzung oder ähnliches.

»Was… was wollen Sie?« fragte Peter.

Der andere kam einen Schritt vor. »Ist noch offen?« fragte er mit seiner kratzigen Stimme.

»Nein… ja …« Peter schalt sich selbst einen Narren, daß er so durcheinander war.

»Was denn nun?«

»Ich kann keinen mehr hineinlassen. Die Besucher sind fast alle gegangen, ich…«

»Das ist gut«, sagte der Besucher und kam noch näher. So nahe, daß er Peter greifen konnte, wenn er seinen Arm ausstreckte.

Rawl bekam Angst.

Sein Herz schlug plötzlich oben im Hals, der wie zugeschnürt wirkte. Er wußte mit einemmal, daß dieser Mensch aus einem ganz bestimmten und furchtbaren Grund gekommen war.

So schnell wie ein zuckender Schatten bewegte er sich. Plötzlich hielt er etwas zwischen seinen Händen, das sehr dünn, aber trotzdem brandgefährlich war.

Eine Metallschlinge!

Peter Rawl riß noch seine Augen auf. Er versuchte, die Hände zu heben, das schaffte er nicht mehr. Viel zu schnell war der unheimliche Killer, und in seinem Gesicht regte sich nichts, als er seine ruchbare Tat beging.

Nicht lange, dann war alles vorbei. Er versteckte den Toten so, daß er von außen zunächst nicht gesehen werden konnte, und er rollte auch die Schlinge wieder zusammen. Dabei blieb auf seiner Handfläche eine dünne rote Spur zurück.

Dann verließ er das Kassenhäuschen und hob den linken Arm. Er mußte noch etwas warten, bis ein weiterer Mann erschien. Es war Akim Samaran. Dunkelgekleidet, fahlgrau im Gesicht mit brennenden Blicken, in denen das Böse leuchtete.

»Bist du fertig, Kamikaze?«

»Ja.«

»Dann gehe ich jetzt nach unten.«

»Gut.«

Samaran ging. Er wußte, daß eine besondere Aufgabe wartete.

Noch nie hatte jemand das geschafft, was er vorhatte. Aber der Würfel, den ihm der Spuk für die Dauer des Experiments leihweise überlassen hatte, würde dies ermöglichen.

Noch hielt Samaran den Würfel unter seiner Kleidung versteckt, er würde ihn erst im Kerker hervorholen, um einer noch harmlosen Wachsfigur ein schauriges Leben einzuhauchen. Die Magie des Würfelsaber sollte sich in diesen feuchten, unheimlichen Räumen konzentrieren und die Falle für John Sinclair aufbauen.

Er gab zu, daß es ihn Mühe gekostet hatte, den Würfel überhaupt leihweise zu bekommen. Nun mußte er sich beeilen, da er unter einem

zeitlichen Druck stand.

Und so schlich er die erste Treppe hinab, bis er sie hinter sich hatte und er in das nur von wenigen Lampen erhellte Halbdunkel starrte. Die Dinge, die besonders hervorgehoben werden sollten, wurden angestrahlt.

Samaran glaubte noch, aus der Tiefe Stimmen zu hören, kümmerte sich nicht darum, sondern setzte voll und ganz auf die Kraft desmagischen Würfels. Er würde ihn nicht im Stich lassen.

Und so begann ein für zahlreiche Personen grauenvoller und alptraumhafter Fall, denn Londons Gruselkammer Nr. 1 erwachte zu einem fürchterlichen Leben…

***

Erst jetzt fiel mir auf, daß es draußen noch nicht völlig dunkel geworden war. Die Düsternis im Treppenhaus hatte mich getäuscht, aber was spielte das für eine Rolle?

Wir hatten einen neuen Fall am Hals, und niemand von uns dreien sprach. Ich leerte mein Glas. Das Wasser war etwas warm geworden. Auch in den Räumen stand die Wärme.

Shao klopfte mit der Spitze des rechten Zeigefingers auf den Tisch. »Eine lebende Wachsfigur also«, sagte sie. »Hast du eine Erklärung, John?«

»Nein. Ich weiß nur, daß es sich nicht um Kamikaze gehandelt hat, wie Suko immer annahm.«

»Trotzdem würde ich ihn nicht ausklammern.«

»Und wieso nicht?« fragte Shao. »Dieser Mensch wird für dich allmählich zu einem Trauma.«

»Das ist er. Ein Alptraum. Aber lassen wir das. John ist angerufen und gewarnt worden. Er nimmt an, daß es sich bei dem Anrufer um Akim Samaran gehandelt hat. Wenn das zutrifft, hat er ja ursächlich mit dieser Wachspuppe zu tun, und dann ist auch sein verdammter Killer nicht weit. So sehe ich es auch nicht falsch, wie ich meine.«

»Ich stimme dir zu«, sagte ich.

Shao schaute uns aus großen Augen an. »In welch eine Verbindung bringt ihr denn die Wachspuppe, die killen konnte?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»John, du mußt nüchtern denken und darfst dich von Suko nicht verunsichern lassen. Die Wachspuppe kann auf dem Mist irgendeines Dämons gewachsen sein. Ich würde mich nicht so sehr auf Kamikaze und Akim Samaran versteifen.«

Ich nickte und atmete tief aus. »Okay, lassen wir das mal beiseite. Da fragt sich, woher die Puppe kam.«

»Wie sah sie denn genau aus?« wollte Suko wissen.

Ich beschrieb sie ihm, so gut ich konnte.

»Das weist ein wenig auf das Mittelalter hin«, meinte Shao.
Wir gaben ihr recht.
»Und sie lebte«, sagte ich.
»Woher kann sie gekommen sein?« nahm Suko meinen ersten Faden wieder auf. Er ließ sich im Sessel zurücksinken und hob den Zeigefinger seiner rechten Hand. »Es gibt ja jemand, der berühmt ist für seine Wachsfiguren. Madame Tussaud.«
»Die Spur ist gut«, gab ich zu.
»Aber nicht heiß«, erklärte Shao.
»Wieso?«
»Stehen bei ihr im Kabinett eigentlich Wachsfiguren herum, die normale Menschen zeigen und keine Prominenten?«
Mit dieser Frage hatte sie uns überrascht. »Das weiß ich nicht so genau.«
»Ich ebenfalls nicht«, gab Suko zu.
»Da habt ihr es.«
Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Aber irgendwoher muß sie doch gekommen sein.«
»Dann laßt mal eure Köpfe rauchen«, forderte Shao, stand auf und ging in die Küche, um sich etwas Trinkbares aus dem Kühlschrank zu holen.
Suko und ich schauten uns gegenseitig an. Zuerst hob er die Schultern, danach ich. Wir waren ziemlich ratlos.
»Noch mal von vorn«, sagte mein Freund.
»Nein, nur das nicht«, wehrte ich ab.
»Hast du eine bessere Idee?«
»Vielleicht. Wir müssen uns an das Problem herantasten. Und das heißt, wo laufen in London lebende Wachsfiguren herum?«
Suko lachte leise. »Du bist lustig, da wirst du wohl von keinem eine Antwort bekommen.«
»Nur von dem, der sie geschickt hat.« Ich starrte auf die Flamme der Kerze, und zwinkerte mit den Augen, als in diesem Augenblick wieder das Licht anging.
Der Reparaturtrupp hatte schnell gearbeitet. Uns fiel ein Stein vom Herzen. Suko blies die Kerzen aus. Shao meldete sich aus der Küche. »Es ist noch nichts passiert, John.«
»Hauptsache, das Bier ist kalt.«
Sie lachte. »Das ja.«
»Kaltes Bier und ein heißer Fall«, meinte Suko, »wie kriegen wir das in die Reihe?«
»Sorry, eine Idee habe ich noch immer nicht.«
Shao kam wieder zu uns. Kopfschüttelnd nahm sie auf einer Couchlehne Platz. »Meiner Ansicht nach bewegt ihr euch im Kreis«, erklärte sie mit fester Stimme.

»Und wieso?« fragte Suko.
»Weil es sicherlich noch mehr Wachsfiguren hier in London gibt als im Kabinett der Madame.«
»Da kannst du recht haben«, gab ich zu. »Nur wo?«
»Denk an den Trödel. An die Märkte, die Antik-Ausstellungen, an die Kramläden…«
Suko winkte ab. »Willst du da drei Monate kontrollieren?«
»Ich nicht. Es ist euer Job. Möglicherweise bekommt ihr einen Tip, wo eine Puppe fehlt.«
»Das ist mir zu vage«, sagte ich.
»Schlag etwas Besseres vor.«
Ich hob die Schultern.
Shao lachte. »Dann darfst du dich auch nicht beschweren.« Sie wechselte plötzlich das Thema. »Zum Glück bin ich tagsüber zu Hause und bekomme auch die Post zu sehen.«
»Was hat das denn mit unserem Fall zu tun?« warf Suko ein.
»Warte ab, mein Lieber. Ich schaue also die Post durch und sehe mir auch die Reklamewurfsendungen an. Neulich, es ist vielleicht zwei Wochen her, lag ein Reklamezettel in unserem Kasten.«
»Komm endlich zur Sache«, forderte ich.
Shao warf ihre dunkle Mähne auf die rechte Seite. »Nicht so voreilig, John, jetzt bin ich an der Reihe. Also, dieser Zettel war für die Londoner gedacht, die von der großen Schau noch nichts mitbekommen haben. Und zwar vom London Dungeon.«
Suko lachte leise, ich sagte nichts. Aber wir schauten uns gegenseitig an, und mein Partner nickte. »John«, sagte er, »du kannst Shao hochleben lassen. Das könnte es sein.«
Ich stand auf und schlug meine rechte Faust auf die linke offene Handfläche. »Das muß es sogar sein.«
»Wenn ihr mich nicht hättet.«
»Und die dicken Kartoffeln«, fügte ich noch hinzu, »aber du kannst verdammt recht haben, das muß es einfach sein. Und wir beide, Suko, werden hingehen.«
»Das ist klar.«
»Darf ich euch zur Vorsicht raten?« meldete sich Shao noch einmal. »Und zwar zu einer ganz besonderen Vorsicht.«
»Wieso?« fragte ich.
»Wir sind nach einigem Nachdenken auf die Lösung gekommen«, erwiderte Shao bedächtig. »Wer sagt mir denn, daß derjenige, der euch die Wachsfigur auf den Pelz geschickt hat, nicht das gleiche will?«
Ich begriff. »Du meinst, daß er uns in diesen Folterkellern eine Falle aufgebaut hat?«
»So sehe ich es.«

»Kann hinkommen«, mischte sich Suko ein. »Trotzdem lassen wir uns von einem Besuch nicht abhalten.«

»Auch nicht in der Nacht?« fragte Shao. »Das Ding wird geschlossen sein.«

Ich winkte ab. »Wir kommen auch so rein. Zur Sicherheit und als Rückendeckung besorge ich noch einen Durchsuchungsbefehl. Das geht schon alles in Ordnung, keine Panik.«

Sie hob die Schultern und Suko griff nach der Stange, die auf dem Boden lag. »Sollen wir ihm die als Geschenk mitbringen?«

»Vergiß es. Unsere Waffen sind besser – hoffe ich…«

***

Ob das Rauchen nun erlaubt war oder nicht, das war Heinz Gerber egal. Er hatte sich jedenfalls das Grauen nicht so schlimm vorgestellt, das in diesen Kellerräumen herrschte. Und obwohl die Figuren aus Wachs bestanden, sahen sie doch so täuschend echt aus.

Für ihn allein wäre der Besuch nicht weiter schlimm gewesen, aber er war mit seiner Familie gekommen, zudem mit den beiden Kindern Jörg und Edda, und die hatte doch so manches Mal der Schock getroffen, wenn sie die besonders schlimmen Szenen erkannten, die zudem noch von Spotlights angestrahlt worden waren.

Es hatte eigentlich harmlos begonnen, gewissermaßen mit der normanischen Frühgeschichte des Inselreiches. Merlin, der böse Zauberer, war mit seiner Mätresse Morgan le Fay zu sehen, die man als ehebrechende Feindin von König Arthur kannte. Auch Druiden wurden gezeigt, sie aber in nachgestellten Szenen, in denen sie Menschen opferten.

Später war es dann noch schlimmer geworden. Edda, die Zehnjährige, hatte nicht mehr hinschauen wollen und ihr Gesicht an der Hüfte der Mutter vergraben, die ebenfalls sauer wurde, denn es war die Idee des Vaters gewesen, den Gruselkeller zu besuchen.

»Einen großen Gefallen hast du keinem von uns damit getan«, erklärte die Frau. »Nicht einmal dir selbst.«

Obwohl es in den gruftähnlichen Gewölben kühl war, schwitzte der Mann stark und wischte sich über die Stirn. »Leider kann ich dir nicht widersprechen, Uta. Ich habe selbst nicht gewußt, daß die das so perfekt gemacht haben.«

»Am Eingang wurde gewarnt.«

»Wer nimmt das schon ernst. In fast jeder Geisterbahn warnen sie.«

»Das hier ist schrecklicher.«

»Ich will wieder raus«, jammerte Edda. »Sag Pappi, daß ich keine Lust mehr habe.«

Uta Gerber, die ihr dunkelblondes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte, strich ihrer Tochter über die Wange. »Wir werden

gleich gehen«, sagte sie beruhigend. »Du brauchst keine Furcht mehr zu haben.« Uta Gerber war eine etwas herb wirkende Person.

Das Gesicht zeigte eine Sonnenbräune, denn sie hatten die letzten Tage vor der Kurzreise nach London viel in der Wärme ihres kleinen Gartens gelegen. Die Gerbers wohnten in der Nähe von Köln und hatten das Haus in einer ruhigen Villengegend gemietet.

Da Uta nur ein dünnes Leinenkleid trug, hatte sie eine Strickjacke über die Schultern gehängt, um in der Kälte nicht zu frieren.

Ihr Mann Heinz war ebenfalls sommerlich gekleidet. Er trug eine helle Hose und ein kariertes Hemd. Ziemlich groß war er. Sein Haar schimmerte, wie das der Kinder, in einem dunklen Blond, und das männliche Gesicht zeigte ebenfalls die Spuren der Sommersonne.

»Und was ist mit dir, Jörg?« fragte der Vater.

Jörg, bekleidet mit einem blauen T-Shirt und kurzer Hose, rückte seine Brille zurecht. »Mir ist es eigentlich gleich«, antwortete er wenigüberzeugend, denn es gelang dem Zwölfjährigen nicht, seine Furcht zu überspielen.

Der Vater lachte. »Nein, zum Helden sind wir nicht geboren«, erklärte er. »Und ich muß mich wirklich entschuldigen. Daß es so schlimm werden würde, wußte ich nicht.«

»Dabei haben wir nicht mal alles gesehen«, sagte Jörg.

»Auf den Rest können wir gut verzichten«, meldete sich seine Mutter. »So, und jetzt wieder raus.«

Sie zögerten nicht, weil sie nach den Pfeilen suchten, die zum Ausgang zeigten. Auch Edda schaute zu und schrie auf, weil ihr Blick auf eine Nische gefallen war, in der ein Mann stand, dem ein Pfeil aus dem Gesicht ragte. Es war Harold, einer der frühen englischen Könige. Er hatte die Normanen verraten.

»Bleibt ihr mal hier«, sagte Heinz Gerber. »Ich schaue mich kurz um.«

»Komm schnell wieder Paps!« rief Jörg.

»Keine Angst, Junge, ihr werdet mich immer hören.«

Sie hätten eigentlich die ganze Runde machen müssen, um den Weg zu finden, der sie zum Ausgang brachte.

Selbstverständlich existierte ein Hauptgang, von dem die anderen abzweigten und zu den Nischen mit den gruseligen Ausstellungsstücken führten, aber die Familie hatte sich ein wenig vom Hauptgang entfernt, so daß Heinz Gerber ihn erst wiederfinden mußte.

Es dauerte nicht lange, da hatte er ihn entdeckt. Für einen Moment blieb er stehen.

Von seiner Familie hörte er nichts mehr. Auch wenn sie sich unterhielten, würde kaum etwas zu verstehen sein, denn die dicken Mauern reduzierten den Stimmenwirrwarr auf ein Flüstern.

Gut, auch Heinz Gerber war über die Szenen erschüttert gewesen,

aber Angst hatte er nicht empfunden. Das war alles vergangen, solche Foltermethoden hatte es früher gegeben, wobei man in der heutigen Zeit auch nicht humaner war. Aber die Methoden waren »feiner« geworden. Als er zwischen den feuchten Mauern stand und den Gruftgeruch aufnahm, wurde ihm doch komisch zumute. Auch konnte er die Gänsehaut nicht mehr vermeiden, die seinen Rücken hinabkroch und einfach nicht wegzubekommen war.

Er ging zwei Schritte vor.

Fast erschrak er über seine eigenen Tritte. So laut hörten sie sich plötzlich an.

Etwas weiter vorn und auf der linken Seite befand sich wieder eine der Nischen, wo eine der grauenhaften Szenen dargestellt worden war, obwohl diese hier im Vergleich zu vielen anderen noch harmlos wirkte.

Heinz Gerber ging so weit vor, bis er in die Nische hineinschauen konnte.

Die Lampen waren in zwei Winkeln zwischen Wand und Decke angebracht worden und bestrahlten ein dreieckiges Galgengerüst, von dessen Querbalken drei Schlingen hingen.

Eine war nur »besetzt«.

In ihr hing ein in Lumpen gekleideter Mann, dessen Hände zusätzlich gefesselt waren. Hinter seinem Rücken lehnte eine Leiter an einem der Pfosten. Daneben stand eine Frau, die ihre Haare durch ein Kopftuch verdeckt hatte und einen Einkaufskorb in der rechten Hand trug. Ein Priester stand noch mit ausgebreiteten Armen vor dem Gehängten, als wollte er ihm den letzten Trost zusprechen.

Eine zweite Frau war ebenfalls noch vorhanden. Sie hatte die Hände gefaltet und starrte auf den in der Schlinge hängenden Toten.

Die Macher hatten es nicht nur verstanden, durch die fast lebensechten Puppen und Szenen eine lebensechte Atmosphäre zu schaffen, es war ihnen auch gelungen, das richtige Licht zu finden. Nicht helle Lanzen strahlten die Figuren an, *es* waren vielmehr grünblaue, düstere Farben, die der Szenerie einen leichenhaft blassen Ton gaben.

Heinz Gerber atmete tief durch. Dieses Bild hatte ihn so gefangen, daß er sich erst jetzt wieder an seine eigentliche Aufgabe erinnerte und einen Schritt weiterging.

Da sah er den anderen Mann.

Er hielt sich noch im Schlagschatten des Gerüstes auf, lehnte an der Wand und fiel nur deshalb auf, weil er anders als die übrigen Gestalten aussah.

Eine Hose aus Leder, ein Hemd ohne Ärmel, langes Haar, das im Nacken zu einem kurzen Pferdeschwanz gebunden war, und ein Messer in der Hand.

Heinz Gerber wußte nicht, daß er Kamikaze gesehen hatte.
Und der bewegte sich!

***

Edda hatte noch immer am meisten Angst. Sie faßte nach der Hand ihrer Mutter und fragte flüsternd: »Wann kommt Pappi denn zurück?«
Obwohl es Uta Gerber schwerfiel, beugte sie sich zu ihrer Tochter hinunter und lächelte dabei. »Gleich, mein Schatz, es kann nicht mehr lange dauern. Papa sucht nur nach dem richtigen Weg. Bald sind wir wieder draußen.«
»Und wenn er ihn nicht findet?«
»Ach, Kleine.« Uta lachte. »Hat Vater schon jemals etwas nicht gefunden?«
»Ja«, meldete sich Jörg. »Seinen Autoschlüssel, den hattest du aus Versehen in den Abfall geworfen. Ich habe ihn wieder herausgeholt. Da war vielleicht was los.«
»Hier sucht er ja keinen Schlüssel. Den Gang findet man leicht, glaub es mir.« Uta Gerber warf ihrem Sohn einen strafenden Blick zu. »Du solltest so etwas nicht sagen.«
»Immer muß er mich ärgern«, beschwerte sich Edda.
Jörg hob die Schultern. »Du bist ja auch kein Engel. Wenn ich nur daran denke, wie du mir…«
Bevor die beiden in Streit geraten konnten, erklang ein gezischtes »Pssst« aus dem Munde ihrer Mutter. »Um Himmels willen, keinen Streit, ihr beiden.«
Sie waren sofort still.
Uta Gerber hatte sich nicht umsonst so aufgeführt, denn ein Geräusch war an ihre Ohren geklungen. Wenn sie sich nicht sehr täuschte, mußten das Schritte gewesen sein.
Kehrte ihr Mann zurück?
So recht konnte sie daran nicht glauben, denn Heinz ging anders.
Er hatte keinen Grund, seine Füße schleichend und vorsichtig zu setzen. Das mußte ein anderer sein.
Aber wer?
Vielleicht der Mann von der Kasse, denn die Gerbers waren – und das wußten sie –, die letzten Besucher gewesen. Nach ihnen war niemand mehr angekommen, und die vor ihnen hatten sich schon verabschiedet.
Über die Köpfe ihrer beiden Kinder hinweg schaute die Frau tiefer in den Gang hinein, wo ein Stück entfernt aus einer Nische ein blasses Licht hervorstrahlte.
Durch diesen Schein bewegte sich ein Schatten.
Und das war nicht Heinz!
Uta Gerber wartete gespannt. Sie bekam leichte Beklemmungen, riß

sich aber zusammen, da sie vor ihren Kindern die Angst nicht unbedingt zeigen wollte.

Der Mann kam näher. Es war auch nicht der Kassenwart, ein Fremder ging auf sie zu.

Uta spannte sich. Ihr Gesicht wurde hart. Sie preßte die Lippen zusammen und änderte diesen Ausdruck auch nicht, als der Mann nur zwei Schritte von ihr entfernt stehenblieb.

Sie kannte ihn nicht. Er war kleiner als sie, dunkel gekleidet, sein Gesicht wirkte grau, und obwohl er ihr noch nichts getan und sie nicht einmal angesprochen hatte, spürte sie so etwas wie Furcht vor dieser Person.

Er kam ihr nicht ganz geheuer vor.

Sie wußte selbst nicht, was sie dazu sagen sollte, irgendwie machte er einen unheimlichen Eindruck, als wollte er sich dieser gesamten Atmosphäre anpassen.

Auch die Kinder hatten bemerkt, daß jemand gekommen war. Sie schauten ihn an, sagten aber nichts, sondern standen da und klammerten sich bei ihrer Mutter fest. Instinktiv spürten sie, daß der Fremde Böses im Schilde führte.

Er grinste. Dabei ließ er seine Blicke über Mutter und Kinder gleiten. »Sieh an«, sagte er plötzlich. »Noch Besucher?«

Seine Stimme hatte höhnisch geklungen, als wollte er bereits maßnehmen, um irgend etwas zu tun. Uta Gerber ignorierte ihre stärker werdende Furcht und sagte: »Ja, wir sind die letzten, und wir wollten die Räume hier eigentlich jetzt verlassen.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Er schaute die Frau so ungewöhnlich gierig an, daß Uta noch mehr Angst bekam und sehr schnell einen für sie beruhigenden Satz hinzufügte.

»Mein Mann ist gleich da. Er bringt uns dann hinaus.«

»Sind Sie sicher?«

Uta war irritiert. Sie schüttelte den Kopf, und Jörg fragte: »Wieso? Kommt Papa nicht?«

Frau Gerber ging darauf nicht ein. Statt dessen wandte sie sich wieder an den Fremden. »Was haben Sie eben damit gemeint, ob ich sicher wäre?«

Der andere lachte und streckte einen Arm aus. Sein Ärmel rutschte dabei zurück. Aus der Öffnung schaute die Hand wie eine bleiche Geierkralle. »Sehen Sie sich hier um! Das ist der nackte Horror, und für Menschen ist er manchmal tödlich.«

Jetzt wurde Uta Gerber ärgerlich. »Reden Sie doch nicht so im Beisein der Kinder.«

»Können die beiden die Wahrheit nicht vertragen?« höhnte er.

»Ich will Ihnen sagen, was Sie können. Verschwinden, Mister! Bitte, hauen Sie ab!« Uta sprach ein gutes Englisch, da sie früher einmal

Lehrerin gewesen war.

Der Mann lachte. »Was sind Sie verbohrt! Sie wissen gar nicht, in was Sie hier hineingeraten sind?«

»Ich brauche mich nur umzuschauen.«

»Das ist Kulisse«, erklärte der Mann. »Nur Kulisse. Was meinen Sie, was man aus ihr alles machen kann? Ich werde dafür sorgen, daß das Grauen lebendig wird. Man spricht immer davon, hier etwas fast Echtes erleben zu können. Nun, all die Henker und Folterknechte werden sich freuen, in Ihnen und Ihren Kindern neue Opfer zu bekommen. Sie haben vorhin Ihren Mann erwähnt, den können Sie vergessen. Er befindet sich bereits in meiner Gewalt. Sie wissen es nur noch nicht.«

Eine Sekunde später wußten es die Frau und ihre Kinder. Denn ein schauriger Schrei hallte durch das unheimliche Verlies.

»Das war Papa!« rief Edda entsetzt, bevor sie ihre Hand auf den Mund preßte…

***

Heinz Gerber hatte das Gefühl, einen Alptraum zu erleben, als sich der Mann mit dem Verband am rechten Arm plötzlich bewegte und aus der Düsternis schälte.

Und sein Messer bewegte sich mit.

Er schob sich vor, drehte dabei auch den Kopf und zeigte Gerber sein Gesicht.

Es lebte!

Heinz sah deutlich das Zucken der Muskeln und der Adern unter der Haut. Auch die Lippen blieben nicht mehr so fest zusammengepreßt. Zwischen ihnen drangen im Flüsterton die ersten Worte hervor: »Willkommen in der Marterhölle, mein Lieber. Auf so etwas wie dich habe ich noch gewartet.«

Heinz Gerber, sonst wirklich nicht auf den Mund gefallen, wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Sein Gegenüber schien verrückt zu sein. Ein wahnsinniger Hüne, der mit einem Messer bewaffnet war.

»Wer sind Sie?« fragte Heinz.

Im Herumdrehen gab der Mann die Antwort. »Ich bin Kamikaze!«

Damit konnte der Deutsche nichts anfangen. Wer sich so nannte, mußte nicht ganz richtig im Kopf sein, aber Kamikaze sprach noch weiter. »Und ich werde dich töten.« Seine Augen leuchteten dabei entschlossen auf, so daß Gerber ein Schauer über den Rücken lief.

»Wieso töten? Was habe ich dir getan?«

Kamikaze ging einen Schritt vor, Heinz einen zurück. »Weil du hier bist«, flüsterte der Mann mit dem langen Haar. »Allein deswegen!« Dann bewegte er seinen rechten Arm. Die Klinge war blitzschnell und blieb unter Gebers Kinn zitternd stehen!

Heinz Gerber hielt die Luft an, während Kamikaze fast stöhnend ausatmete.

»Du befindest dich in meiner Gewalt. Ich brauche die Klinge nur nach vorn zu stoßen und dann…«

»Das… das wollen Sie doch nicht machen …« Vor Angst verfiel Heinz Gerber in seine Heimatsprache.

»Wie sagst du?«

Gerber sprach wieder englisch. »Nein, das ist unmöglich. Sie dürfen doch nicht…«

»Und ob ich darf. Ich darf nämlich alles, weil ich der Stärkere bin. Ich habe das Messer. Ich bin es, der hier diktiert.«

Heinz Gerber spürte die nagende Angst, die immer höher kroch und von ihm Besitz ergriff. Begreifen konnte er das alles aber nicht.

Kamikaze, der Killer mit dem knöchernen Gesicht, befahl: »Dreh dich um!«

Heinz schüttelte den Kopf. Er hatte zwar riesige Angst, wollte aber Kamikaze im Auge behalten. Doch der kannte kein Pardon. Er brachte das Messer ein Stück vor, und Heinz Gerber spürte die kalte Klinge an seiner Kehle.

Das reichte. Gerber gehorchte. Er drehte sich um und fragte sich, wie es wohl sein würde, wenn er den Stahl im Rücken spürte. Ob er überhaupt noch etwas spürte.

»Ja, so ist es gut«, hörte er den Killer flüstern. »Bleib so stehen, leicht geduckt!«

Heinz schluckte. Er dachte an seine Familie, die auf ihn wartete und sich fürchten würde, wenn der Vater nicht zurückkam. Hätte es die drei nicht gegeben, er hätte es versucht, obwohl ihm der andere an Kräften und Bewaffnung überlegen war.

Kamikaze griff zu. Rücksichtslos und ohne irgendwie auf den Gegner einzugehen. Er hatte den rechten Arm des Mannes am Gelenk umklammert, schraubte ihn zwischen seinen Fingern fest und bog ihn dann blitzschnell nach hinten, so daß er den Deutschen in den Polizeigriff nehmen konnte.

Heinz Gerber schrie!

Die Schmerzen stachen bis hinein in seine Schulter. Tränen schossen ihm in die Augen, er spürte die Nässe, in seinen Ohren klopfte es, und er hörte auch die Stimme des anderen.

»Wenn du dich rührst, breche ich dir den Arm!«

»Nein!« ächzte Gerber. »Ich werde nichts tun.« Der Druck ließ ein wenig nach.

Es verstrichen einige Sekunden, bis der nächste Befehl erklang.

»Geh langsam vor und dann den Weg zurück, den du gekommen bist.«

Heinz dachte an seine Familie. Er würde genau auf die stoßen, wenn

er dem Befehl nachkam. Abschlagen konnte er ihn aber auch nicht. So fragte er nur: »Weshalb soll ich…«

Kamikaze hatte den Hebel wieder verstärkt, und Heinz Gerber nickte in seiner geduckt stehenden Haltung.

»Ja, schon gut. Ich werde alles machen, was du willst.«

»Das ist gut.«

Der Deutsche ließ sich vorschieben. In seinen Augen schimmerten noch immer die Tränen. Jetzt wußte er endgültig, daß sie in eine teuflische Falle hineingeraten waren, und daß die anderen auch seine Familie mit hineingezogen hatten.

War dieser Henker allein, oder besaß er noch Unterstützung? Daran dachte Heinz Gerber, als er Schritt für Schritt den Weg ging, den man ihm befohlen hatte.

Für seine Umwelt hatte er keinen Blick mehr. Daß er sich in der Gewalt dieses schrecklichen Menschen befand, war für ihn Horror genug, und seine Füße schleiften über den Boden.

Er sah sie nicht, er hörte sie. Es war Edda, die seinen Namen rief, und ihre Stimme klang so, als litte sie unter Qualen.

Heinz hob den Kopf. Er hatte sich nicht getäuscht. In der Tat befand sich seine Tochter in der Gewalt eines zweiten Mannes, der einen Arm um ihre Kehle gelegt hatte, und über dem Stoff des Anzugsärmels schaute das tränennasse Gesicht der kleinen Edda hinweg…

***

Gehört hatten wir vom London Dungeon schon, besucht hatten wir den Folterkeller noch nicht. Wozu auch? In unserem Job wurden wir mit genügend furchtbaren Dingen konfrontiert, so daß wir auf so etwas verzichten konnten. Es war auch schwer zu glauben, daß The London Dungeon zu einer gigantischen Falle geworden war, aber wer von uns schaffte es schon, sich in die Rolle eines Akim Samaran hineinzuversetzen?

Es war mittlerweile fast dunkel geworden, aber nicht völlig finster, denn die Juninächte waren die hellsten des Jahres. Hinzu kamen die Straßenbeleuchtung und das helle Licht der Autoscheinwerfer, die die spätabendlichen Stunden zu einer Oase künstlichen Lichts machten.

Über die London Bridge fuhren wir und sahen linkerhand die angestrahlten Gebäude des Tower of London.

Er hatte eine traurige Berühmtheit hinter sich. Wer in den Tower gesperrt wurde, kam oft genug nicht mehr lebend heraus. In der Vergangenheit waren unzählige Menschen dort auf die verschiedensten Arten zu Tode gekommen; und einige dieser Marterinstrumente standen auch nachgebaut im London Dungeon. Wir würden sie bald zu Gesicht bekommen. Ich konnte nicht eben behaupten, daß ich mich darauf freute.

»Du bist so schweigsam«, sagte Suko.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht liegt das daran, daß ich mir die Nacht anders vorgestellt habe.«

»Ich auch.«

Es war nicht schwer für uns, einen Parkplatz zu finden. Wir konnten den Wagen sogar nahe unseres Ziels abstellen.

Eine herrliche Frühsommernacht nahm uns auf. Warm blies der Wind. Vom Fluß her hörten wir das Gurgeln des Wassers, vermischt mit den Geräuschen fahrender Autos, die an den Uferstraßen entlanghuschten. Die Tooley Street verläuft parallel zur Themse.

Wir schauten uns das Haus zunächst einmal von außen an.

Eine alte Fassade, vielleicht auch auf alt getrimmt, das konnte ich nicht sagen. Einige Fenster sahen wir, hinter denen kein Licht brannte. Dafür aber am Eingang, wo sich das Kartenhäuschen befand, und die Tür hätte auch verschlossen sein müssen, wenn es nach den Öffnungszeiten ging. Das war sie aber nicht.

Suko winkte mir zu. Er stand an der Tür und hatte sie halb aufgedrückt. »Nicht zu.«

»Und wieso nicht?«

»Keine Ahnung.«

Ich blieb neben dem Inspektor stehen und warf ihm einen langen Blick zu. »Den Rolls hast du auch nicht entdeckt, oder?«

»Nein.«

Akim Samaran fuhr einen Rolls Royce. Dieser Wagen war gewissermaßen sein Markenzeichen. Er und Kamikaze liebten das Gefährt, das wir als Drohung empfanden, wenn es sich langsam heranschob.

»Sollen wir?« fragte Suko.

»Was denkst du denn!«

»Es hätte ja sein können, daß du noch den Wagen finden willst.«

»Mach keinen Ärger und geh rein.« Ich folgte meinem Freund und Partner. Kaum hatte ich einen Schritt über die Schwelle gesetzt, als ich bereits die andere und fremde Atmosphäre wahrnahm, die sich ausgebreitet hatte.

Es war der Geruch von altem Moder, von einer Feuchtigkeit, wie man sie nur in gruftähnlichen Verliesen findet, wo die Zeit stehengeblieben zu sein schien.

Wenn das hier oben schon so anders war, wie mußte es unten erst aussehen?

Obwohl der gesamte Komplex beleuchtet war, wirkte er auf mich doch irgendwie tot, als wäre er von allem Leben einfach verlassen worden. Er war leer, eine gewisse Kälte ging von ihm aus, und ich spürte auch das Frösteln auf meiner Haut. Neben dem Eingang der Kabine blieb ich stehen und peilte durch die Glasscheibe.

»Wen suchst du?« fragte Suko.

»Eigentlich keinen, und dennoch habe ich das Gefühl, daß die Kabine hier besetzt ist.«

Suko lachte. »Wie kommst du darauf?«

Ich gab keine Antwort, löste mich von meinem Fleck und drückte die Tür der Kabine nach innen. Sie schleifte über den Boden. Das einzige Geräusch, das entstand.

Suko blieb draußen, ich betrat die Kabine, sah den kleinen Schreibtisch, die Metallkasse, die nicht einmal abgeschlossen war, das Regal mit den Whiskyflaschen in verschiedener Größe, und ich sah die Füße, die unter dem Schreibtisch hervorschauten und mit ihren Sohlen fast die Beine des Drehstuhls berührten.

Sofort ging ich in die Knie.

Man hatte den Mann unter den Schreibtisch gelegt. Er war tot, denn meine kleine Lampe leuchtete direkt in das vor Entsetzen starre und auch kalkbleiche Gesicht mit den leblosen Augen darin. Am Hals entdeckte ich den dunklen Streifen eines Würgemals. Deshalb wußte ich, wie der Mann ums Leben gekommen war.

Nach seinem Mörder brauchte ich nicht lange zu fahnden. Den Namen kannte ich auswendig.

Ich kam wieder hoch. Suko sah meine veränderte Gesichtsfarbe, fragte nicht erst, sondern drückte sich an mir vorbei in die Kabine und folgte dem Blick meines schräg nach unten zeigenden Fingers.

Ungefähr dreißig Sekunden sprach der Inspektor kein Wort. Dann erhob er sich und war ebenfalls bleich geworden.

»Und?«

Er lachte leise. »Das sieht mir ganz nach einer Arbeit meines Freundes Kamikaze aus.«

Diesmal wiedersprach ich nicht.

Suko schüttelte den Kopf. »Den Rolls haben wir nicht gesehen, Kamikaze und Samaran auch nicht, aber ich bin sicher, daß sich die beiden in der Nähe aufhalten.«

»Die stecken im Verlies«, präzisierte ich.

»Dann wissen wir ja, wo wir hinzugehen haben.«

»Noch nicht«, sagte ich und bremste Sukos Eifer. »Ich möchte erst noch mal zurück zum Wagen.«

»Weshalb?«

»Weil ich den Quader…«

»Klar, John.«

Ich hatte den zweiten Würfel mitgenommen. Wir waren zuvor beim Yard vorbeigefahren und hatten uns den zweiten Würfel aus dem Panzerschrank geben lassen.

Immer tragen wollte ich ihn nicht, deshalb hatte ich ihn im Wagen gelassen. Den Kofferraum schloß ich stets ab, dennoch wurde ich ein

ungutes Gefühl nicht los: den Würfel ohne Bewachung liegenzulassen, bereitete mir ein schlechtes Gewissen.

Zudem bereitete mir Suko ein wenig Kummer. Der Inspektor hatte mich einfach ziehen lassen und keinerlei Anstalten getroffen, sich selbst um den Würfel zu kümmern. Das gab mir zu denken, und ich konnte eigentlich davon ausgehen, daß Suko die Zeit meiner Abwesenheit nutzen würde, um schon vorzugehen.

Er war voll und ganz auf Kamikaze fixiert. Dieser Killer hatte es ihm wahrlich angetan, und Suko wollte diese rücksichtslose Mordmaschine endlich hinter Gittern wissen.

Ich nahm den Würfel an mich. Er unterschied sich in Nichts von dem Original, um das es eine so heiße Jagd gegeben hatte. Er lag beinahe weich in meiner Hand, und seine Oberfläche fühlte sich warm an. Da ich ihn nicht dauernd tragen wollte, versteckte ich ihn unter meiner Jacke, als ich mich wieder auf den Rückweg machte.

Wie ich es mir schon gedacht hatte, Suko war nicht mehr zu sehen. Er hatte die Chance genutzt und sich klammheimlich verdrückt. Ob dies gut war, wagte ich zu bezweifeln.

Ich hätte eigentlich die Pflicht gehabt, die Kollegen von der Mordkommission zu alarmieren. In Anbetracht der Tatsachen ließ ich es bleiben. Der Killer selbst war wichtiger, ihn würde ich noch zu fassen bekommen, wenn er sich in der Nähe aufhielt.

Als Verstecke eigneten sich die Verliese des London Dungeon ausgezeichnet, und ich machte mich auf den Weg in die schreckliche Historie einer unheimlichen Vergangenheit…

***

Der Familienvater aus Deutschland vergaß die eigenen Schmerzen, als er seine Tochter sah, die sich in der Gewalt eines ihm ebenfalls fremden Mannes befand.

Neben ihm standen Uta und Jörg. Auch der Junge zitterte vor Angst, und sein Gesicht wirkte im fahlen Licht wie das eines Toten.

Bei seiner Mutter war dies ebenfalls der Fall. Uta Gerber hielt sich nur mehr mühsam aufrecht.

»Willkommen«, sagte Samaran. Mehr brauchte er nicht zu sprechen. Dafür glitt sein Blick prüfend über die Gestalt des Mannes.

Heinz stand noch immer in gebückter Haltung. Er hatte nur den Kopf erhoben, um besser sehen zu können.

Eine Antwort gab Gerber nicht. Vor seinen Augen verschwamm das Bild in einem Schleier von Tränen. Er dachte über seine und die Lage der Familie nach und kam zu dem Entschluß, daß sie alle verdammt tief in einer Sache steckten, aus der es vielleicht keinen Ausweg mehr gab.

Der gequälte Gesichtsausdruck seiner Tochter bereitete ihm

zusätzliche seelische Schmerzen, und er bat den Mann mit flüsternder Stimme, Edda loszulassen.

»Weshalb?« fragte Samaran zurück. »Sie steht hier gut.«

»Aber sie ist ein Kind…«

»Na und?«

Es war eine kalte, brutale Antwort, die beide Eltern erschreckte.

Uta schüttelte den Kopf. Sie stand wie auf dem Sprung, aber sie wußte genau, daß sie keine Chance gegen diese Menschen hatte, und nur deshalb hielt sie sich mit Taten zurück.

Aber reden mußte sie. Es war wie ein Zwang. Die Worte konnten sie nicht länger zurückhalten. So fragte sie mit krächzender Stimme:

»Was sind Sie nur für ein Mensch, Mister? Was haben wir Ihnen getan?«

»Nichts«, erwiderte Samaran.

»Dann lassen Sie uns laufen!« schrie Uta.

»Nicht so laut, sonst werde ich böse. Ihr hattet einfach Pech. Ihr hättet diesem Gewölbe an einem anderen Tag einen Besuch abstatten können. So seid ihr aber mir und meinen Plänen in die Quere gekommen. Ich überlegte schon die ganze Zeit, wie ihr mir trotzdem nutzen könnt. Ich glaub, ich hab's. Wir halten Trümpfe in den Händen, die bei dem Geisterjäger immer ziehen.«

»Geisterjäger?« fragte Uta.

Samaran schüttelte den Kopf. »Das verstehst du nicht, Frau. Ich habe auch keine Lust, euch lange etwas zu erklären.« Er wandte seinen Blick ab und nickte Kamikaze zu. »Für den Mann habe ich bereits eine Lösung gefunden. Wir sperren ihn in das Little Ease!«

Der Schock traf Heinz Gerber wie ein Flammenstrahl. Ihm brach der Schweiß aus, denn er kannte das Loch, das Little Ease genannt wurde und das, frei übersetzt, »wenig Behagen« bedeutete.

Man konnte in ihm weder stehen, sitzen, knien noch liegen. Es war einfach furchtbar. Er hatte Berichte darüber gelesen, die einfach grauenvoll gewesen waren.

Und schon schob Kamikaze sein Opfer im Hebelgriff vor.

Gerbers Füße schleiften über den Boden, und er sah, wie sich der andere Mann herumdrehte, wobei er die Kleine Edda nach wie vor nicht losließ.

Zum Glück quälte er sie nicht. Er hielt sie nur fest, auch das war für die Eltern schlimm.

Heinz Gerber wurde an seiner Frau vorbeigeführt. Sie schaute ihn an, sah die erlittenen Qualen in seinem Gesicht und konnte nichts für ihn tun. In hilfloser Wut ballten sie die Hände zu Fäusten.

Gebückt wurde er weitergeführt, und auch Uta Gerber konnte ihren Platz verlassen. Sie mußte es sogar, weil es ihr von Akim Samaran befohlen wurde.

Jörg ging neben ihr her. Uta spürte das Zittern ihres Sohnes, der leise weinte und nicht wußte, wie er sich verhalten sollte. Er fragte immer wieder nach seinem Vater, war aber in seinem Schluchzen nur schwer zu verstehen.

»Was haben die vor? Die werden uns doch nicht foltern?«

»Sei ruhig!« Diesmal hatte die Frau so scharf gesprochen, daß Jörg schon vor Schreck den Mund hielt, bis sie das Loch in der Mauer erreichten.

Ein gegenüberliegender Scheinwerfer warf sein blasses Licht auf rostige Gitterstäbe, die innerhalb des Mauerwerks steckten und einen Ausbruch aus eigener Kraft so gut wie unmöglich machten.

Von außen konnte der Käfig durch einen Riegel geöffnet werden, von innen war dies leider nicht möglich.

Noch immer stand Heinz Gerber in seiner gebückten Haltung.

Der rechte Arm war ihm dabei in die Höhe gebogen worden, und sein Atem drang pfeifend durch den offenen Mund.

Akim Samaran ließ seine kleine Geisel los. Edda taumelte zur Seite, sie sah aus, als würde sie von einem Schwindel gepackt werden, ihre blonden Zöpfe zitterten, das Gesicht sah fahl aus, und die roten, vom Weinen entstandenen Flecken auf den Wangen wirkten wie dunkle Muster.

»Komm her!« flüsterte Uta.

Edda gehorchte. Auf wackligen Beinen ging sie auf ihre Mutter zu.

Samaran kümmerte sich nicht um sie. Er war damit beschäftigt, den Riegel zur Seite zu schieben. Das schaffte er nach einem zweimaligen Versuch. Das Eisen quietschte erbärmlich in den Scharnieren. Alles hörte sich so verdammt echt an.

Die Gerbers litten Höllenqualen. Sie schauten zu, wie Samaran die Person aus dem Loch zerrte, die bisher darin gesessen hatte. Es war eine Wachspuppe gewesen. So verformt, als wären bei einem Menschen sämtliche Glieder gebrochen worden.

Samaran warf sie zu Boden. Sie blieb so liegen, daß ihr Gesicht von den anderen zu sehen war. Der Schrecken war täuschend echt nachmodelliert worden.

Mit dem Fuß schleuderte Samaran sie noch ein Stück zur Seite, weil sie im Wege lag. Danach nickte er Kamikaze zu, bevor er seinen flüsternden Befehl gab.

»Jetzt er!«

Darauf hatte der Killer nur gewartet. Er ließ den Arm des Mannes los, der nach unten sank, faßte aber sofort zu und hievte Heinz an den Hüften hoch, als wäre dieser ein leichtes Spielzeug. Allein dieser Kraftakt bewies, welche Energie in dem Körper dieses gefährlichen Mannes steckte.

Uta konnte nicht hinsehen. Sie hatte die Hände gegen das Gesicht

gepreßt, hörte ihr eigenes Schluchzen und auch das leise Weinen ihrer beiden Kinder, denen dieser Schrecken nicht erspart wurde.

Ein klirrendes und gleichzeitig dumpf klingendes Geräusch riß sie wieder aus ihrer Erstarrung.

Sie schaute hoch.

Heinz befand sich im Käfig. Zudem war ihr Mann ziemlich groß.

Er hockte, kniete oder lag dort in einer Haltung, die man kaum beschreiben konnte, dabei war sein Gesicht gegen die Stäbe gepreßt.

Kein Laut drang aus seinem Mund. Die Lippen hatte er zusammengekniffen. Wie lange er dort stumm aushalten konnte, war die Frage, aber Uta Gerber beschloß, wenn es eben möglich war, ihren Mann zu befreien.

Kamikaze nickte zufrieden. Gemächlich drehte er sich auf der Stelle, und sein Blick fraß sich an der Frau fest.

Würde er sich jetzt sie und die Kinder vornehmen? Uta wußte es nicht, sie verkrampfte sich. Aus ihrem Mund drangen krächzende Laute, als sie den Arm hob.

»Jetzt hast du Angst, wie?« fragte Samaran.

»Ja.«

Der kleinere Mann schaute sich um. »Ich suche noch nach einer Lösung für euch. Bisher ist mir leider keine eingefallen, und ihr habt sogar Glück, denn bei mir drängt die Zeit. Deshalb würde ich euch raten, genau dort stehen zu bleiben, wo ich euch abstelle. Wenn ihr euch bewegt, wird der da im Käfig es auszubaden haben. Klar?«

Uta konnte nur nicken.

»Und was ist mit Papa?« fragte die kleine Edda.

Akim Samaran lachte böse. »Der bleibt in seinem Käfig hocken. Er wird zuschauen können, was Magie alles möglich macht. Ich beherrsche sie. Ich werde sie einsetzen.« Er breitete seine Arme aus. »In dieser Folterkammer wird das, was heute und jetzt noch tot ist, in den folgenden Minuten zu einem schaurigen Leben erwachen.«

Uta Gerber konnte sich darunter nichts vorstellen. Normalerweise hätte sie diesen Menschen für einen Spinner gehalten, doch sie hütete sich, da vorschnelle Schlüsse zu ziehen. Dieser Mann war eine menschliche Bestie und brandgefährlich.

»Geht!« befahl er.

Noch einen letzten Blick warf Uta auf das Gesicht ihres Mannes.

Die Gitterstäbe drückten gegen seine Haut. Das Grauen stand in seinen Zügen wie eingemeißelt, und auch erste Schmerzen mußten ihn wegen seiner menschenunwürdigen und unbequemen Haltung quälen, denn über die Lippen drang ein leises Stöhnen.

Sie gingen tiefer in das Gruselkabinett hinein. An den kühlen Modergeruch hatte sich Uta Gerber längst gewöhnt, aber nicht an die schrecklichen Szenen, die sie zu sehen bekam, denn so weit war die

Familie noch nicht vorgedrungen.
Ein Mensch wie Samaran nahm darauf keine Rücksicht. Er kannte sich nicht mit der Psyche der Kinder aus und auch nicht mit der erwachsener Personen. Zudem interessierte es ihn nicht.
Jörg und Edda schlossen die Augen, wenn sie an den Nischen vorbeigingen, wo die schauerlichsten Foltermethoden demonstriert wurden: Brandmarken, Vierteilen, auch Würgeeisen waren vorhanden. Und natürlich die Streckbank. Auf sie hatte man eine Puppe geschnallt, deren Mund wie zu einem stummen Schrei weit geöffnet war.
Schließlich fand er einen Platz für die Familie. In dieser Nische kniete eine Frau. Sie hatte die Hände zum Gebet gefaltet. Es war Anne Boleyn, die Mutter der legendären Königin Elizabeth I., die von einem französichen Henker enthauptet wurde. Der Mann stand mit erhobenem Schwert hinter ihr. Er trug schwarze enge Kleidung, die einen Teil seines blanken Oberkörpers freiließ. Zwei Drittel seines Kopfes wurden von einer Kappe bedeckt, und nur das Gesicht blieb frei. Die Kappe sah aus wie eine dünne Gummihaut.
»Geht dorthin!« befahl der Mann.
Er stieß seine Geiseln noch an, die in die ziemlich große Nische hineintaumelten und neben der knienden Frau stehenblieben.
Akim Samaran schaute noch eine Weile zu. Wie ein Feldherr stand er auf dem Fleck. »Rührt euch nicht«, flüsterte er mit heiserer Stimme. »Rührt euch nur nicht, sonst wird es gefährlich! Dann kann ich für nichts mehr garantieren.«
Die beiden Kinder hatten die Augen geschlossen und weinten leise. Uta Gerber hielt sich überraschend gut, und darüber wunderte sie sich selbst. »Wir werden Ihren Befehlen nachkommen!«
»Wie schön für euch und euren Mann und Vater. Was auch geschieht, dieser Keller wird bald zu einer Hölle…«
»Ist er das nicht schon?« fragte Uta schluchzend.
Samaran schüttelte den Kopf. »Bisher ist es harmlos. Ihr habt eben das Pech gehabt, uns in die Quere zu laufen. Vielleicht brauche ich euch sogar noch. Wer weiß…« Er begann zu lachen, drehte sich um und verschwand.
Sein Leibwächter Kamikaze folgte ihm wie ein Schatten. Bei jedem Schritt wippte das Haar in seinem Nacken.
Die Finsternis saugte beide auf, und die Familie blieb allein zurück. Uta Gerber wußte nicht, woher sie die Kraft nahm, überhaupt noch auf den Beinen zu stehen. Wenn sie allein an ihren Mann dachte, konnte ihr schon übel werden.
Was hatten diese Menschen nur noch alles vor?
»Mutti!« Es war Eddas Stimme, die Uta aus ihren Gedanken riß.
Sie ging in die Knie. Von zwei Seiten schauten sie die tränennassen

Augen ihrer Kinder an. »Was ist denn?«
»Kannst du nicht dafür sorgen, daß Vati wieder…«
»Pssst!« Uta legte einen Finger gegen ihre Lippen. »Darüber solltet ihr nicht sprechen.«
»Aber er ist doch in dem Loch«, beschwerte sich Jörg.
»Ich weiß, aber ihr habt gehört, daß dieser Mann davon gesprochen hat, sehr böse zu werden, wenn…«
Jörg unterbrach seine Mutter mit einem Satz, der Uta einen regelrechten Stich versetzte. »Ich will aber nicht, daß Vati stirbt.«
»Ich auch nicht, mein Schatz.«
»Dann mußt du aber…«
»Ich werde zunächst ruhig sein und ihr auch. Kommt, stellt euch an die Wand.«
Edda schüttelte den Kopf. »Nein, da muß ich diesen Häßlichen da sehen.«
»Er ist nur aus Wachs.«
»Sieht aber echt aus!« Jörg stand seiner Schwester bei.
Uta machte einen Vorschlag, mit dem beide einverstanden waren.
»Ihr könnt euch ja herumdrehen, okay?«
»Ja, das machen wir«, erwiderte Jörg für seine Schwester gleich mit. »Da brauchen wir nicht mehr hinzusehen.«
Aber Uta schaute hin. Sie sah auf den Henker, der so angsteinflößend blickte, und sie erkannte auch das lange Richtschwert, das er mit beiden Händen festhielt und bereits zum Schlag erhoben hatte.
So wurde früher hingerichtet…
Ein schlimmes Bild, auch wenn kein Blut zu sehen war wie bei den anderen Szenen, aber es strömte einen kalten Horror aus, der die Frau so anwiderte.
Uta schüttelte sich, und dennoch wunderte sie sich über sich selbst, als sie feststellte, welche Gedanken sie durchströmten. Obwohl man sie so gequält hatte, dachte sie nicht daran, irgend etwas aufzugeben. Sie war ein Mensch, der Gewalt haßte, sie ablehnte und es auch an ihre Kinder weitergab. Doch in dieser Lage half nur Gewalt. Da mußte sie das Leben ihrer Kinder verteidigen, denn sie wußte auch, daß die andere Seite alles gebrauchen konnte, nur keine Zeugen.
Und sie waren Zeugen…
Uta Gerber glaubte fest daran, daß die beiden Männer zurückkehren würden, und wenn sie einmal die Schreie ihres Mannes durch die Verliese hallen hörte, würde sie auf alles pfeifen und versuchen ihn zu retten. Bisher war sie waffenlos, das sollte sich ändern, denn ihr Blick war nicht umsonst auf der Figur des Henkers hängengeblieben.
Sein Schwert interessierte sie.
Noch fürchtete Uta Gerber sich. Sie schwankte zwischen ihrer eigenen Lebensphilosophie und dem, was sie jetzt tun wollte oder

mußte.

Ja, es mußte sein!

Ihre Knie zitterten stark, als sie sich in Bewegung setzte. In direkter Linie ging sie auf die Figur des Henkers zu und blieb neben den zum Schlag erhobenen Armen stehen. Sie schaute auf die blassen Wachshände, die den Griff der Richtwaffe umklammert hielten.

Konnte sie ihn hervorziehen?

Die Schneide des Schwerts war scharf. Sie glänzte so, als würde sie jeden Tag geputzt.

Uta schüttelte den Kopf. Das Gesicht zeigte einen gequälten Ausdruck. Dort spiegelte sich ihre innere Unsicherheit wider. Edda und Jörg hatten sich gedreht. Sie schielten zu ihrer Mutter hin und schauten sie fast bittend an, es zu tun.

Uta nickte entschlossen. Sie erkannte sich selbst kaum wieder, als sie den ersten Versuch startete und sich wunderte, daß es so einfach war, den Griff aus den Wachsklauen der Puppe zu ziehen.

Uta Gerber hielt das Schwert in der Hand, und ihre Arme sanken nach unten. Sie wunderte sich darüber, wie schwer die Waffe war.

Ein Lichtschein fiel auf die Klinge und ließ sie aufblinken.

»Du hast es genommen, Mutti?« fragte Jörg.

»Ja.« Tonlos klang die Antwort.

»Willst du jetzt Vati befreien?«

Uta wußte nicht, welche Antwort sie den beiden Kindern geben sollte. Sie stand auf der Stelle und fühlte sich selbst, wie eine Wachsfigur. So regungslos war sie.

»Versuch es doch…«

»Und die Männer?« fragte Edda. »Sie sind so schlimm und schrecklich. Der eine hat ein Messer…«

»Ich weiß es noch nicht«, erwiderte Uta, und das war ihre ehrliche Meinung. »Ich weiß es wirklich nicht, Kinder.«

»Mutti, das Licht!«

Jörg hatte es gerufen und sich nicht getäuscht, denn irgendwo aus dem Hintergrund dieser unheimlichen Gewölbe schob sich ein rotvioletter Lichtschein fast zeitlupenhaft hervor und legte sich über die hier ausgestellten Gegenstände…

Akim Samaran hatte mit seiner Magie begonnen. Das aber wußte Uta Gerber nicht. Sie wunderte sich nur über diesen Schein, der ihr nicht geheuer war, sich nicht aufhalten ließ, die Figuren berührte, die Nischen ausfüllte und alles mit einem gespenstischen Schein übergoß, der die Menschen und die Wachspuppen noch blasser und schrecklicher aussehen ließ, als sie es tatsächlich waren.

Uta Gerber bekam Angst. In Strömen rann ihr der Schweiß vom Körper. Sie fühlte das Ziehen im Magen, hörte die Schritte ihrer beiden Kinder, die näher kamen, und erinnerte sich erst jetzt wieder

an die Worte des Mannes, der ihr erklärt hatte, daß mit seiner Magie alles möglich war. Er wollte eine Hölle aufmachen.

War dies der Beginn?

Noch standen die Figuren still. Die einzigen, die sich bewegten, waren Uta und ihre Kinder.

»Willst du weglaufen, Mutti?« fragte Edda.

»Nein, das hat wohl keinen Sinn. Man würde uns immer kriegen. Ich will sehen, ob es tatsächlich passiert.«

»Was passiert?«

Uta gab ihrem Sohn keine Antwort. Sie war viel zu sehr mit ihren eigenen Problemen beschäftigt und schaute auf die kniende Frau, die am stärksten durch den leichenhaften Lichtschimmer aus der Finsternis geholt wurde. Deshalb war sie auch am besten zu erkennen.

Und sie bewegte sich zuerst. Fast hätte Uta aufgeschrien, als sie erkannte, wie die zusammengelegten Finger der Frau zuckten. Sie waren bisher gestreckt gewesen, nun krümmten sie sich und falteten sich ineinander.

Dann erhob sich die Frau.

Edda schrie leise auf. »Mutti, die geht ja weg…«

In der Tat schritt die jetzt lebende Wachspuppe aus der breiten Nische in den Gang, wo sie sich zielstrebig nach rechts wandte, als hätte sie von dort einen für sie hörbaren Befehl bekommen. Wenn sie sich bewegte, waren nur ihre Schritte zu hören, keine Geräusche, die vielleicht durch die Glieder verursacht wurden.

Sie ging sehr langsam. So schritt man entweder zur Hinrichtung oder zum Schafott.

»Da, der böse Mann!«

Uta vernahm die Stimme ihrer Tochter und drehte sich um. Mit dem bösen Mann war der Henker gemeint, und genau er rührte sich jetzt von seinem Platz.

Seine Hände hielt er noch so gekrümmt wie zuvor. Nur umfaßten sie nicht mehr den Griff der Richtwaffe. Sie waren leer, und das wiederum freute die Frau.

Der lebende Wachshenker kümmerte sich nicht um die drei Menschen. Er ging an ihnen vorbei, als wären sie nicht vorhanden.

Zwei zögernd gesetzte Schritte brachten Uta näher an ihn heran, aber sie folgte ihm nicht mehr, sondern blieb zurück, weil es keinen Sinn hatte, sich in eine noch stärkere Gefahr zu begeben.

Zudem sah sie auch in den anderen Nischen Bewegung. Zum Glück konnte sie nicht genau erkennen, was sich dort abspielte, denn da mußten die Geköpften aufstehen, die grausam Umgebrachten, und sie vernahm sogar das Knarren der Streckbank und das Rasseln schwerer Eisenketten.

Der Mann hatte von einer Hölle gesprochen.

Uta Gerber und ihre Kinder befanden sich mitten darin!

***

Suko war froh gewesen, daß sein Freund noch einmal zurücklief. So konnte er schon mal die unheimlichen Gewölbe betreten. Er wußte, daß es nicht so korrekt war, was er tat, doch ihm blieb keine andere Möglichkeit mehr. Zu sehr hatte sich Suko auf den Killer Kamikaze fixiert. Dieser Mensch war für ihn zu einem Alptraum geworden, und so etwas hatte der Inspektor noch nie in seinem Leben erlebt.

Das war einfach furchtbar. Zum erstenmal hatte Suko bei einem Menschen seine kühle und anerzogene Beherrschung verloren.

Am Eingang standen noch einmal die Warntafeln. Menschen mit schwachen Nerven sollten die Gewölbe auf keinen Fall betreten, weil die Szenen einfach zu echt wirkten. Suko war zwar noch nicht unten gewesen, vorstellen konnte er es sich gut. Die Tür, die er öffnen mußte, knarrte bereits, und er sah vor sich eine leicht gebogene Steintreppe, über die ein typisch feuchter Keller- und Modergeruch strich.

Vorsichtig ging er die Stufen hinab. Sie bestanden nicht aus einer Platte, sondern jeweils aus zwei Steinen, die nebeneinandergelegt worden waren.

Licht war ebenfalls vorhanden, über der Treppe klebten in der Decke kleine Lampen, die einen senkrecht fallenden und dennoch weichen Schein in die Tiefe warfen.

Wieder entdeckte Suko Pfeile und Hinweisschilder. Es war für den Besucher besser, den Pfeilen zu folgen, denn diese zeichneten den Rundgang nach, der durch die Geschichte der englischen Insel führte.

Schon die ersten Szenen waren schrecklich genug. Da hielt man es mehr mit der Mythologie als mit der Geschichte, denn Suko sah die alten, steinernen Druidenaltäre, auf denen die Opfer in ihrem Blut lagen. Sehr gut gemacht, dachte er, kam wieder hoch und erkannte über sich ein häßlich grünes, spitzes Gesicht, das einem Druidenpriester gehören sollte, der einen Steindolch in der Klaue hielt.

Suko hatte die Druiden inzwischen kennengelernt. So wie der hier sah keiner von ihnen aus. Der Chinese tauchte weg und ließ den Blutaltar hinter sich.

Das nächste Bild war schlimmer. Es zeigte die erste Nationalheldin Großbritanniens. Sie hieß Boadicea, war ein furchtbar blutrünstiges Weibsbild gewesen und hatte mit grausamer Strenge die Römer aus dem Land vertrieben.

Über sie erzählte man sich die schlimmsten Greueltaten. Kaum vorstellbar, daß eine solche Frau zur Nationalheldin gekürt worden war.

Die Menschheit bestrafte sich eigentlich immer selbst. So sah Suko

auch das Bild dieser »Heldin«, die auf einem Podest stand, einen Speer in der Hand hielt, dessen Spitze in der Kehle eines zu ihren Füßen liegenden Kriegers steckte.

Er ging vorbei, sah grauenhafte Szenen von der normannischen Eroberung und näherte sich allmählich dem Mittelalter, wo die Foltermethoden raffinierter geworden waren.

Dabei schritt der Inspektor immer wieder den Pfeilen nach und versuchte auch, sich so wenig wie möglich ablenken zu lassen, denn er hatte seine eigentliche Aufgabe nicht vergessen.

Wenn Akim Samaran und Kamikaze tatsächlich hinter diesen furchtbaren Dingen steckten, mußten sie sich irgendwo in der Tiefe des Gewölbes verborgen halten.

Noch immer überwog der kühle Gruftgeruch. Es war ein schauriges Flair, das Angst machen konnte und Suko den Magen zusammenpreßte. Er spürte auf dem Rücken den kalten Schweiß, achtete sehr auf seine Schritte und erschrak, als er nach links in eine Nische blickte. Eine Frau saß dort am Boden und hielt den Deckel einer Truhe hoch.

In der Truhe lag ein halbverwester Kopf.

Der Tafelaufschrift nach gehörte er Sir Thomas More, einem Königsund Kirchentreuen, zudem einem großen Gelehrten, der trotzdem in den Tower gesperrt und geköpft wurde. Seine Frau hatte den Schädel ihres geliebten Mannes retten und in eine Truhe stecken können.

Suko schüttelte den Kopf. Großbritannien hatte wirklich keinen Grund, auf seine Historie stolz zu sein. Doch anderen Völkern erging es auch nicht besser. Er tauchte wieder in die Düsternis des Ganges ein und sah ein Stück weiter entfernt die nächste Lichtinsel.

Er war schon jetzt gespannt darauf, was er dort zu sehen bekam, denn er hörte etwas.

Es war ein Stöhnen.

Ächzend und tief, schmerzgepeinigt, so daß dem Chinesen eine Gänsehaut über den Rücken rann.

Er hätte natürlich einem ersten Impuls folgen und losrennen können, aber er war vorsichtig. Sollte Kamikaze hier unten tatsächlich lauern, mußte Suko mit allen Tricks rechnen, denn diese Bestie war zu vielem fähig. Es konnte durchaus eine Falle sein, die man ihm gestellt hatte.

Die Hand griffbereit an der Waffe, bewegte sich Suko auf Zehenspitzen an die Lichtinsel heran.

Er selbst warf einen Schatten, und er sah auch den Schattenteil eines Gitters am Boden.

Mehr nicht.

Kein Kamikaze, kein Akim Samaran.

Suko bewegte sich schneller und stand im nächsten Augenblick vor

dem Folterloch, das Little Ease genannt wurde.

Er wollte es nicht glauben, seine Augen schienen ihm etwas anderes zu zeigen, aber es war eine Tatsache, die sich einfach nicht wegleugnen ließ.

Im Loch hockte ein Mensch!

Nein, er hockte nicht. Er lag auch nicht. Er konnte weder sitzen noch knien und schien regelrecht »hineingestopft« worden sein.

Eine furchtbare Sache!

Der Mann stöhnte. Sein Gesicht war gegen die Stäbe gepreßt. Blut lief aus kleinen Wunden über die Haut. Er mußte wahnsinnige Schmerzen verspüren, und Suko hörte die rauh geflüsterten Worte:

»Hol mich raus…!«

Das hätte der Inspektor auch ohne diese Aufforderung getan. Er suchte nur noch nach einer Möglichkeit, das Gitter zu öffnen. Von innen war dies leider nicht möglich.

Er sah den Riegel.

Eingerostet zwar, doch die blanke Spur im Mauerwerk bewies ihm, daß er bewegt worden war.

Was die anderen schafften, das konnte Suko schon lange. Den Riegel packte er an seinem vorstehenden Ende, riß zweimal daran und schaffte es, ihn zu lösen.

Sofort fiel das Gitter nach unten. Der Mann hatte sich nicht halten können, er kippte mit.

Bevor er noch mit seinem Gesicht auf den harten Boden prallte, war Suko hingesprungen. Sicher fing er den Bedauernswerten auf, setzte ihn behutsam zu Boden und lehnte ihn gegen die Wand.

Der Mann war fertig. Er atmete tief und saugend, dabei traute er sich nicht, die Arme zu bewegen. Mit den Beinen erging es ihm ebenso. Vielleicht war er nach diesem Aufenthalt im Loch auch nicht in der Lage, sich normal zu verhalten.

Er saß nur da.

Suko ließ ihm einige Minuten. Für ihn war der Mann sehr wichtig.

Von allein war er sicherlich nicht in das Loch geklettert. Da mußte jemand nachgeholfen haben, und Suko konnte sich auch vorstellen, wer dies getan hatte.

So etwas roch nach Kamikaze, diesem gnadenlosen Killer. Ihm war alles zuzutrauen.

Wieder einmal spürte Suko die Wut in sich hochsteigen, und er hatte Mühe, die Beherrschung zu bewahren. Der Reihe nach mußte er vorgehen. Die erste Spur lag im wahrsten Sinne des Wortes vor ihm am Boden und stöhnte. Viel Zeit konnte der Chinese dem Mann nicht lassen. Er bückte sich, fragte ihn, und der blonde Deutsche zuckte zusammen, als würde etwas Schreckliches auf ihn zukommen.

»Bitte!« flüsterte Suko. »Bitte, können Sie mich hören, Mister. Ich…

ich will nichts von Ihnen. Nur reden. Nur mit Ihnen reden …«

Er öffnete den Mund. Es war zu erkennen, daß er Schwierigkeiten hatte zu reden, und Suko fragte ihn zunächst nach dem Namen.

Den sprach fast jeder automatisch aus.

»Gerber, Heinz Gerber… Germany …«

»Okay, Mr. Gerber. Ich weiß, daß es Ihnen schlecht geht…«

»Meine Knochen«, stöhnte der Mann. »Ich habe das Gefühl, daß sie alle zerquetscht sind. Das war ein Druck, den können sie sich kaum vorstellen. Furchtbar…«

»Ist etwas gebrochen?«

»Nein, glaube ich nicht. Fast… vielleicht.«

»Versuchen Sie sich aufzustützen. Nehmen Sie dazu beide Hände! Bitte!«

Der Deutsche gehorchte. Er stemmte seine Handflächen auf den Boden und kam langsam in die Höhe. Seine Arme zitterten, als wollten sie mitten durchbrechen. Er ächzte schwer, aber es klappte, denn er konnte die Arme durchdrücken.

»Nichts gebrochen«, stellte Suko fest. Er ließ Optimismus in seiner Antwort mitklingen.

»Ja, das glaube ich jetzt auch.«

Suko erkannte, daß der Mann bereit war, die alles entscheidende Frage zu beantworten, und so sprach er: »Wer hat das getan, Mr. Gerber? Nennen Sie mir den Namen, beschreiben Sie mir die Person. Es ist sehr wichtig für mich. Wer war es?«

»Ich… ich kenne ihn nicht.«

»Sie wissen, wie er ausgesehen hat.«

»Ja.«

»Beschreiben Sie ihn.«

Heinz Gerber wischte sich das Blut aus dem Gesicht. Das heißt, er wollte es und verschmierte die rote Flüssigkeit leider noch mehr.

»Ich habe ihn noch nie gesehen. Er überfiel mich und hatte ein langes Messer. Er war groß, unheimlich, das Gesicht…«

»Trug er sein Haar sehr lang?« fragte Suko nach.

»Ja, wie ein Pferdeschwanz im Nacken.«

»Das ist es«, flüsterte der Inspektor. Mehr brauchte er nicht zu hören. »Das ist Kamikaze.«

Gerber hatte mitgehört. »Wer ist das?«

»Ich kenne diese verdammte Bestie. Sie heißt Kamikaze. Er ist ein Killer, ein Mörder und ein Henker in einem. Furchtbar, kann ich Ihnen sagen. Sie können von Glück reden, daß Sie noch leben.«

»Er wollte mich ja töten. Der andere hat es ihm gesagt.«

Suko horchte auf. »Es war noch ein zweiter bei ihm?«

»Ja.«

Ohne daß Suko ihn extra aufgefordert hätte, gab der Mann eine

Beschreibung des anderen. Schon nach dem ersten Satz wußte der Inspektor, daß es sich um Akim Samaran handelte. Er und Kamikaze bildeten dieses mörderische Tandem.

»Sind die beiden noch hier unten?« fragte Suko.

»Ja, ich habe sie nicht weglaufen sehen. Sie sind tiefer in das Gewölbe gegangen. Mit den anderen.«

Suko bekam einen Schreck. Er schüttelte den Kopf, als könnte er es nicht glauben. »Welche anderen?«

Heinz Gerber begann zu weinen. »Meine Frau und meine beiden Kinder«, erklärte er stockend und immer wieder vom Hochziehen der Nase unterbrochen. »Sie befinden sich als Geiseln bei ihnen…«

Suko strich über seine Stirn. Der Schweiß war kalt geworden, und der Chinese dachte wieder an diese furchtbare Szene in dem China-Restaurant, als Kamikaze rücksichtslos vorgegangen war und mit keinem Menschen Mitleid gekannt hatte.

Sollte sich das hier vielleicht noch gesteigert wiederholen? Suko bekam Beklemmungen, wenn er daran dachte. Er mußte sich zusammenreißen, um seine Stimme ruhig klingen zu lassen. »Sagen Sie mir, wo sie hingegangen sind.«

»Nach hinten.«

»Auch Ihre Familie?«

»Ja – leider. Vielleicht«, er stöhnte. »Sind sie schon tot. Schlimm umgebracht worden und…«

Suko legte ihm einen Finger auf die Lippen. »Reden Sie nicht so«, sagte er. »So leicht stirbt es sich nicht.«

»Wenn Sie diese Grausamkeit bei den Männern gesehen hätten, würden Sie anders reden.«

»Ich kenne sie, denn wegen dieser Leute bin ich gekommen. Ich jage sie und will sie haben.« Suko hatte so scharf gesprochen, daß Heinz Gerber zusammenzuckte. »Dann ist es kein Zufall daß Sie hier…«

»Nein, es ist kein Zufall. Ich will die beiden. Koste es, was es wolle. Sie haben schon viel Unheil angerichtet.« Der Inspektor war der Meinung, genug gesagt zu haben. »Sie bleiben hier liegen, Mr. Gerber. Ich komme und bringe Ihre Familie zurück. Lebend, verstehen Sie!«

»Ja.«

Suko drückte sich hoch und ging weiter. Er hörte den Mann noch flüstern. Wahrscheinlich betete er. Es war auch am besten, diese fürchterliche Atmosphäre konnte sonst nicht ertragen werden.

Die Szenen allein waren schon schlimm und nervenaufpeitschend genug. Nun kam hinzu, daß sich zwei gnadenlose Killer diese Gewölbe als Mordstätte ausgesucht hatten. Eine furchtbare Sache, ein unglaublicher Alptraum.

Für die gezeigten Bilder aus der blutigen englischen Geschichte hatte Suko kaum Augen. Für ihn war es wichtiger, Kamikaze und Akim

Samaran zu finden. Und es gab für beide genügend dunkle Verstecke innerhalb der einzelnen Gewölbe, denn wo kein Licht der Lampen hinfiel, herrschte eine gefährliche Düsternis.

Leider mußte Suko auch diese Stellen passieren. Er rechnete damit, aus dem Hinterhalt angegriffen zu werden. Seine Waffe hatte ergezogen. Wer bei Kamikaze einen Sekundenbruchteil nur zögerte, war verloren.

Abrupt blieb er stehen, denn er hatte aus dem Hintergrund dieses Gewölbes Stimmen vernommen.

Sie klangen nur flüsternd, er konnte auch keine Worte verstehen, aber sie waren vorhanden, das spürte er sehr deutlich. Da redeten mehrere Menschen miteinander, und er glaubte auch, eine Frauenstimme aus ihnen herauszuhören.

Das mußte Uta Gerber sein.

Suko rann ein Schauer über den Rücken. Er spürte in seiner Kehle einen dicken Klumpen, obwohl er gleichzeitig auf gewisse Art und Weise beruhigt war. Wer sprach, war nicht tot.

Suko wollte weitergehen, als ihn ein anderer Vorgang abermals überraschte. Es geschah nicht sehr schnell, eher gemächlich, aber er war einfach nicht aufzuhalten.

Licht breitete sich aus.

Kein normales, sondern ein rotviolettes Glühen, das die gesamten Ecken und Winkel des unheimlichen Gewölbes erfaßte und auch die furchtbar zugerichteten Figuren in den Nischen nicht ausließ, wobei diese wie in Blut getaucht aussahen.

Es war schlimm.

Von einer Minute zur anderen hatte die Szenerie einen fremden Touch bekommen. Sie wirkte jetzt noch schauriger. Angst strahlte sie zudem ab.

Suko wußte Bescheid.

Wenn dieses Licht erschien, war es ein Zeichen für eine bestimmte Sache. Da hatte jemand die Kraft des Würfels eingesetzt. Also mußte er sich in den Händen Akim Samarans befinden.

Und noch etwas war dem Chinesen klargeworden. Nicht mehr der Spuk besaß den Würfel, sondern Akim Samaran. Ein Zeichen, daß er zur höllischen Offensive geblasen hatte…

Suko blieb nicht lange auf dem Fleck stehen. Er ging auf Nummer Sicher und bewegte sich einige Schritte zur Seite, denn er hatte einen kleineren Gang entdeckt. Einen querlaufenden Weg, der ihn in eine andere Nische führte, in der eine schreckliche Szene zu sehen war.

Auf einem Hauklotz lag der Körper des letzten in England geköpften Mannes. Simon Lord Lovat, ein Jakobiner, war auf dem Tower Hill am 7. April 1747 hingerichtet worden. Das nachgemachte Beil mit der blutigen Schneide lehnte noch in einer Ecke an der Wand. Und in

einem Korb, der auf dem mit Stroh bedeckten Boden vor dem Hauklotz stand, lag ein Wachskopf.

Eigentlich für diese Ausstellung eine normale Sache, wäre nicht die Magie des Würfels hinzugekommen.

Sie erfaßte auch den Kopf.

Und der bewegte sich.

Zunächst lief nur ein Zucken durch das Gesicht. Die Augenlider waren schwer geworden. Er öffnete und schloß sie wieder, und dann bewegte sich der Wachsschädel.

Er schwebte!

Suko schaute aus großen Augen zu und nahm dieses unheimliche Bild in sich auf.

Er sah den Kopf, das Gesicht und den breiten Mund, der zu einem kasperartigen Grinsen verzogen war. Die Augen wirkten wie gemalt, die Pupillen lackiert, als der Kopf dem Chinesen entgegenschwebte und auch an ihm vorbeitrieb.

Suko hörte noch einen dumpfen, klatschenden Laut, als der Schädel eine Mauer berührte.

Er ging weiter.

Nur nicht durch diese Dinge aufhalten lassen, auch nicht durch die ma kabren Geräusche wie das Knarren der Streckbänke oder das harte Rasseln schwerer Eisenketten. Das mußten die Folterknechte sein, die ebenfalls erwacht waren und für dieses Grauen sorgten.

Suko wurde die Kehle ein wenig eng, als er weiterging. Zuvor hatte er noch die Axt aufgehoben, denn sie taugte auch als Verteidigungswaffe. In sämtlichen Nischen bewegte sich unheilvolles Leben. Im roten magischen Licht des Würfels erwachten die Folterknechte, wurden aus den raffiniert geschminkten Wachspuppen sich bewegende, aber stumme Zeugen, und nur die unheimlichen Foltergeräte knarrten oder ächzten.

Für den Chinesen wurde der Gang zu einem Horror-Trip, der an seinen Nerven zerrte. Einige Male mußte er stehenbleiben, da er einige Figuren vorbeiließ, die seinen Weg kreuzten.

Es waren die schlimmsten Gestalten. Männer ohne Köpfe, mit künstlichem Blut besudelte Wachskörper, deren Beine sich roboterhaft bewegten.

Das war das perfekte Grauen. Leider nicht nur Schau, wie Suko zugeben mußte, und er suchte weiter.

Den Hauptgang hatte er wieder erreicht, und er sah vor sich eine der schaurigsten Stätten: Die Galgenszene.

Zwei Frauen und ein Priester standen dort. Die drei schauten, zu der gehängten Wachspuppe hoch, die mit dem Kopf in der Schlinge hing und sich trotzdem bewegte.

Sie schaukelte, sie strampelte mit den Beinen, trat dabei ins Leere

und erinnerte an einen Schwimmer, der Wasser treten wollte, wo keines vorhanden war.

Zwei Schlingen waren noch leer. Auch sie bewegten sich leicht durch den entstehenden Luftzug.

Suko blieb stehen. Er schaute auf die Leiter an der Seite des Galgengerüsts und sah, wie sich der Priester zu ihm umdrehte. Sein Gesicht blieb glatt, kein Fältchen war zu sehen. Den Mund hatte er wie zum Sprechen geöffnet, doch es war gerade die Stummheit dieser Szene, die Suko so sehr beeindruckte.

Der in der Schlinge Hängende hatte es geschafft und seinen Körper so weit zurückgeschwungen, daß es ihm gelang, mit einem Fuß Halt auf einer Leitersprosse zu finden. Dort stützte er sich ab und blieb in dieser schiefen Haltung hängen. Mit den Armen konnte er sich nicht festhalten, da man seine Hände an den Gelenken festgebunden hatte.

Einen Schritt ging Suko vor.

Und das war einer zuviel.

Der Inspektor hatte sich zu sehr von dieser Szene einfangen lassen. So etwas nutzte ein Mann wie Kamikaze, der im Dunkeln gelauert hatte, eiskalt aus.

Er kam lautlos und schlug zu.

Schon einmal – es war in Brighton gewesen –, hatte er Suko voll erwischt. Diesmal wieder.

Der Inspektor hatte das Gefühl, sein Nacken würde platzen. Der Boden raste ihm entgegen, und Suko fiel direkt unter das Galgengerüst, wo er bewegungslos auf dem Bauch liegenblieb.

Kamikaze aber rieb sich seine Mörderhände. Er schielte auf die beiden Schlingen.

Sein Plan stand fest…

***

Auch mich erwartete The London Dungeon!

Eine nachgemachte Hölle, in der das Grauen am eigenen Leibe zu spüren war. Ich hatte das Grauen gespürt, aber nicht in dieser Hölle, sondern im Kassenhaus, wo wir den Toten entdeckten. Jetzt suchte ich seine Mörder.

Während mir der feuchte Gruftgeruch entgegenwehte und eine Gänsehaut auf mein Gesicht produzierte, dachte ich an Suko und daran, daß er hoffentlich keinen Ärger machte und zu forsch an die Sache heranging, weil es sich dabei um Kamikaze handelte.

Dieser Mörder war nicht zu unterschätzen. Wenn Suko ihm den kleinen Finger reichte, war er verloren.

Die alte oder auf alt gemachte Treppe führte in die Tiefe. Als Besucher bekam man tatsächlich das Gefühl, in die Unterwelt oder in eine Vergangenheit zu steigen, die alles das preisgab, was sie an

blutigen Taten bisher für sich behalten hatte.

Wer immer diese Verliese und Grotten angelegt hatte, es war ihm gelungen, eine Atmosphäre des Horrors und des Gruseins zu erschaffen, die sich auch auf den Besucher übertrug.

Davon blieb ich auch nicht verschont. Außerdem mußte ich zugeben, daß sich diese gefährlichen Verliese als ideale Verstecke eigneten und auch als Aktionsräume für irgendwelche schwarzmagischen Aktivitäten.

Wenn die beiden in den Räumen vor mir lauerten, hielten sie sich gut versteckt und würden aus dem Dunkeln blitzschnell und gnadenlos zuschlagen. Damit mußte ich halt rechnen.

Ich ging vorsichtig weiter. Von Suko sah und hörte ich nichts, dafür überraschte mich etwas anderes, als ich die Treppe noch nicht einmal hinter mir gelassen hatte.

Licht strahlte auf.

Rotviolett, so verdammt künstlich aussehend, und ich wußte Bescheid, denn dieses Licht entstammte keiner Glühbirne, keiner Leuchtstoffröhre, es war auf einer anderen Basis geschaffen worden.

Auf einer magischen, die der Würfel des Unheils brachte.

Mir blieb ein Fluch im Hals stecken. Bisher hatte ich daran gedacht, daß sich alles noch als nicht magisch herausstellen würde.

Durch das Aufleuchten des roten Lichts war ich eines Besseren belehrt worden und wußte gleichzeitig, daß nun Akim Samaran den Würfel des Unheils besaß. Der Spuk mußte ihn aus der Hand gegeben haben.

Das war schlimm.

Irgendwo vor mir lauerte er. Da wartete er auf mich, daß ich vielleicht den Fehler machte und ihm oder seinem Leibwächter vor die Mündung lief. Ich hielt mich zurück, denn vor mir veränderte sich die Szenerie.

Innerhalb des Gewölbes erwachten die Wachsfiguren zu einem unheilvollen und grauenhaften Leben. Als hätten sie die Jahrhunderte über in einem Dornröschenschlaf gelegen, wurden sie nun wach und begannen mit ihrem makabren Tanz.

Der Spaziergang durch The London Dungeon begann mit der keltischen Mythologie, und zwar dort, wo sie am blutigsten war und noch Bilder aus dem Druidenglauben zeigte.

Schreckliche Blutpriester wurden zu einem geisterhaften Lebenerweckt und drehten sich auf der Stelle. Sie starrten sich gegenseitig an, dann wandten sie ihre Blicke und fixierten mich, der ich noch auf der zweitletzten Stufe stand.

Diese Dinge paßten natürlich nicht in die englische Geschichte, aber Druiden geisterten immer wieder durch Mythen und Legenden. Ich hatte es oft genug am eigenen Leibe erlebt, wie gefährlich alte

Druidenflüche sein konnten. Dafür stand manchmal der Name Aibon, wobei ich mir über dieses Reich noch nicht so recht im klaren war, auf welche Seite sich seine Bewohner nun schlagen wollten. Möglicherweise hatte es im Mittelalter schon andere Magier gegeben, denen es gelungen war, den Kontakt zu Aibon herzustellen und die ihre Erfahrungen nicht für sich behalten, sondern an die Nachwelt überliefert hatten. Deshalb auch diese schrecklichen Wachsfiguren.

Ich mußte umdenken.

Aibon konnte ich vergessen. Wichtig war einzig und allein das rotviolette Licht, das nur der Würfel ausstrahlen konnte. Sein Träger mußte sich irgendwo vor mir versteckt halten.

Das Gewölbe war groß genug. Es standen ihm zahlreiche Möglichkeiten zur Verfügung. Auch das ließ ich zunächst einmal dahingestellt sein, es zählte nur der Würfel.

Und zwar meiner!

Durch ihn allein konnte es mir gelingen, das Grauen zu stoppen.

Das heißt, ich mußte seine Kraft gegen die des echten stellen, so daß sich beide Magien schließlich aufhoben und die Normalität wieder hergestellt werden konnte.

Bisher hatte ich mich noch nicht getraut, den Würfel einzusetzen.

Obwohl er ein Zwitter war, das heißt, er konnte dem Guten ebenso dienen wie dem Bösen, besaß ich ein wenig Furcht davor, seine Kraft gegen die des echten zu stellen.

Es konnte auch schiefgehen.

Die restlichen beiden Stufen der Treppe ließ ich ebenfalls hinter mir und stand jetzt dem Blutaltar mit dem gefährlichen Druidenpriester direkt gegenüber.

Er wollte etwas von mir.

In der Hand hielt er ein gefährliches Messer, dessen Klinge mit nachgemachtem getrockneten Blutresten bedeckt war. Die Figur hatte ein widerliches Gesicht. Schmal mit eingefallenen Wangen.

Seine Haare erinnerten mich an bleiches Gestrüpp.

Aus dem Hintergrund näherte sich ebenfalls eine Figur. Ihre Füße waren durch eine Kette miteinander verbunden, und sie konnte nur sehr langsam laufen. Bei jeder Beinbewegung spannte sich die Eisenkette zwischen ihren Gelenken, und ein heftiges Rasseln begleitete sie.

Er sah so aus, als wollte er mir unbedingt gemeinsam mit dem anderen an den Kragen.

Und das hatte ich nicht gern.

Erst einmal kümmerte ich mich um den Druiden. Ich ging ihm sogar entgegen, den Würfel hielt ich fest zwischen beiden Handflächen und konzentrierte mich voll auf ihn und seine Kräfte.

Mir brach der Schweiß aus.

Nicht allein die Zustände in diesem Keller sorgten dafür, auch das nicht genaue Wissen, wie der Würfel nun reagieren würde, wenn ich ihn voll einsetzte.

Vernichten! Vernichte das Böse vor mir! So sprach ich gedanklich zu ihm, und er ließ mich nicht im Stich.

Seine Kräfte wandten sich gegen den lebenden Zauberpriester der Druiden.

Dessen Gang wurde plötzlich langsamer. Er ging noch zwei Schritte vor, knickte ein wenig in den Knien ein und bewegte sich zurück, blieb stehen und bildete ein Hohlkreuz.

Es erwischte ihn voll.

Er platzte nicht, sprühte aber, als hätte ein Blitz ihn getroffen.

Und dann war er weg!

Als hätte ihn ein Sturm mitgerissen oder als hätte es ihn nie zuvor gegeben.

Mir rann der Schauer vom Nacken bis in die Hacken. Meine Güte, was hatte ich da nur im wahrsten Sinne des Wortes zwischen die Finger bekommen. Dieser Würfel war ein gewaltiges Machtinstrument, das, richtig eingesetzt, mir viele Schwierigkeiten aus dem Weg räumen konnte.

Und dies mußte ich erst einmal verdauen.

Ich senkte den Blick und schaute auf das Instrument mit den sechs Flächen. So harmlos sah es aus. In seinem Innern bewegten sich kleine Schlieren, die für mich nach wie vor ein Geheimnis darstellten. Vielleicht waren es magische Mikrochips, die jemand vor Tausend von Jahren erfunden hatte.

Der Kettenmann kam.

Erst jetzt sah ich, daß er bewaffnet war. Zudem fehlte ihm die Hälfte des Gesichts. Auch besaß er nur noch den linken Arm, der rechte war ihm abgeschlagen worden.

Dafür hielt er in der Linken einen verrosteten Morgenstern, diese an einem Stab befestigte Eisenkugel mit den mörderischen Spitzen.

Wer davon erwischt wurde, konnte sein Testament machen.

Das sollte ich wohl, aber ich setzte den Würfel ein.

Und wiederum geschah das gleiche.

Diese Wachsfigur verschwand vor meinen Augen. Sie platzte und wurde aufgesaugt. Nicht einmal Einzelteile wirbelten mir entgegen.

Es war einfach Schluß.

Ich atmete tief durch. Damit hatten sich für mich völlig neue Möglichkeiten ergeben. Dennoch konnte ich nicht hier stehenbleiben und warten, bis mich alle der Reihe nach angriffen und ich sie erledigte, dann konnte der Besitzer sich alles neu anfertigen lassen, ich mußte vor allen Dingen den stellen, der den Originalwürfel bei sich trug.

Das war Akim Samaran, einer meiner gefährlichsten Todfeinde.
Stellte sich die Frage, wo er sich in diesem Gewölbe aufhielt und ob er schon bemerkt hatte, daß ihm ein Gegner erwachsen war. Er mußte dies einfach spüren, so stellte ich mich auf eine Überraschung seinerseits ein. Sämtliche Figuren und Geräte waren durch die herrschende Magie irgendwie in Bewegung geraten. Ich hörte die entsprechenden Geräusche, an die ich mich jetzt auch gewöhnte, und entdeckte sogar einen schwebenden Schädel, der grinsend an mir vorbeizog.
Ich ließ ihn in Ruhe.
Geduckt, den Würfel dabei fest in den Händen, schlich ich tiefer in das unheimliche Gewölbe. So etwas wie Jagdfieber hielt mich gepackt. Ich lief durch den normalen Gang und sah plötzlich eine Gestalt, die am Boden hockte und leise vor sich hinstöhnte.
Neben ihr blieb ich stehen.
Das war ein Mensch.
Als mein Schatten auf ihn fiel, zuckte er zusammen und hob den Kopf an.
Ich sah Angst in seinem Blick. Trotzdem sprach er: »Sie sind… oder sind Sie …«
»Nein, ich bin nicht«, erklärte ich. »Was ist Ihnen passiert?«
Er berichtete in wenigen Sätzen davon, und ich erfuhr, daß sich Suko ebenfalls hier unten befand. Aber nicht nur er. Auch über Akim Samaran und Kamikaze bekam ich endgültig Gewißheit.
»Man hat mich in dieses verdammte Loch gesperrt!« keuchte der Mann noch zum Schluß. »Ich schaffe es noch nicht, auf den Beinen zu bleiben.« Er streckte seinen Arm vor und umklammerte meinen Fußknöchel. »Tun Sie mir einen Gefallen. Suchen Sie meine Frau und die beiden Kinder. Sie müssen Sie retten, verstehen Sie?«
»Ja«, erwiderte ich.
»Erst dann ist es gut. Diese Schweine haben sie mitgenommen. Auch die Kinder, stellen Sie sich das vor.«
Ich nickte und dachte an die Worte meines Freundes Suko, der eine so große Furcht vor Kamikaze gehabt hatte. Leider mußte ich meinem Freund recht geben. Kamikaze war es egal, ob er sich mit einem Kind oder einem Erwachsenen abgab.
Er war gnadenlos…
Bevor ich ging, nickte ich dem Mann zu. Ich wollte ihm mit den folgenden Worten Mut machen. »Ich werde alles tun und versuchen, Ihre Familie heil und gesund zurückzuholen. Das verspreche ich.«
»Danke!« hauchte er. Die anderen Sätze erstickten in einem leisen Schluchzen.
Mich schluckte der Gang, und ich vernahm rechts von mir knarrende Laute, die mich aufschreckten. Sofort verhielt ich meinen Schritt,

lauschte den Geräuschen und identifizierte sie nach einer Weile.

So mußte eine Streckbank klingen…

Natürlich enthielt das London Dungeon auch ein solches Folterinstrument, das ich mir näher anschauen wollte. Im Moment wurde ich nicht angegriffen, so lief ich weiter durch den rotvioletten Lichtschein und beobachtete auch den Würfel.

In meinen Händen war er gut aufgehoben. Er »meldete« sich in seinem Innern, denn die Schlieren blitzten hin und wieder auf wie kleine Sterne.

Der Quader stand unter »Strom«. Er kämpfte gegen die Magie seines Zwillings an, um diese auszuschalten oder im Gleichgewicht zu halten, was auch immer. Und so etwas kostete Energie.

Dann sah ich die Streckbank. Sie war sehr groß. Unter der Decke der Nische hing eine Lampe, deren breiter Schein die rechteckige Bank erfaßte. Sie besaß breite Ränder, auf denen die Folterknechte standen und die langen Hebelstangen betätigten, mit denen die gefesselten Opfer gestreckt wurden, an Händen und Füßen in entgegengesetzte Richtungen gezogen.

Das geschah hier. Die Wachsgestalten der Folterknechte waren zu einem unheimlichen Leben erweckt worden, sie bewegten die Stangen und setzten die Streckbank in Gang.

Ich stand im Schatten, schaute mir die Gestalten an und kam zu der Erkenntnis, daß ich einen der beiden schon gesehen hatte. Jedenfalls hatte der Besucher bei mir im Hausflur Ähnlichkeit mit diesen Folterknechten.

Schritte hörte ich.

Sie klangen lauter als das Quietschen der Folterbank. Ich drehte mich um und sah einen Henker vorbeikommen. Er trug einen Kopf auf beiden Händen. Beinahe majestätisch schritt der schwarzgekleidete Typ vorbei und verschwand.

Ich schüttelte den Kopf und dachte an meine beiden Gegner, von denen ich noch immer nichts gesehen hatte. Auch Suko warverschwunden. Die Vorstellung, daß er sich in den Händen meiner Feinde befinden könnte, gefiel mir überhaupt nicht.

In der nächsten Nische sah ich ein Skelett im eisernen Schandkäfig. Die bleichen Knochen klapperten, und der Käfig bewegte sich wie bei einem Sturm.

Auf der anderen Gangseite vernahm ich das dumpfe Poltern.

Wenig später erreichte ich den Lichterkreis und sah eine sehr schlimme Folterszene.

Unter einem mit Steinen beschwerten großen Brett lag ein Mann.

Einer der Folterknechte war dabei, felsbrockenartige Steine in die Nähe des Brettes zu rollen, um sie darauf zu wuchten. So hatte man früher auch bestraft. Die Gequälten erlitten einen fürchterlichen Tod.

Ich wandte mich ab.
Zum Glück bestanden die Figuren aus Wachs. Wenn ich mir aber vorstellte, daß dies alles einmal passiert war, von Menschen ausgedacht, dann konnte ich schon ein drückendes Gefühl in der Magengrube bekommen.
Natürlich achtete ich nicht nur auf die abgebildeten Szenen, sondern auch auf die normale Umgebung.
Sie hatte sich meiner Ansicht nach verändert. Das rote Licht, das mich meinen Weg über begleitete, war intensiver geworden, so daß ich allmählich das Gefühl bekam, mich seiner eigentlichen Quelle zu nähern.
Und die hieß Akim Samaran!
Sie mußte einfach so heißen.
Auf die Streckbank-Geräusche achtete ich ebenso wenig wie auf das Poltern, denn vor mir bewegte sich jemand durch die Finsternis.
Und der sah nicht so aus wie ein Folterknecht. Es war jemand, der aus der normalen Zeit stammte, plötzlich stehenblieb und mich anschaute, bevor er den Mund öffnete.
»Willkommen in Londons Gruselkammer Nummer l, Geisterjäger«, erklärte mir Akim Samaran höhnisch…

***

Uta Gerber stand auf dem Fleck, hatte die Mordklinge gesenkt und mit der Spitze gegen den Boden gedrückt. Ihr Kopf war in den letzten Minuten leer geworden, und so sah auch der Blick aus.
Sie starrte ins Leere…
Dabei vernahm sie die zahlreichen Geräusche, die um sie herum waren. Das Poltern und Rasseln, das Quietschen und Ächzen der furchtbaren Instrumente, und sie sah auch hin und wieder die zum Leben erwachten Figuren vorbeigleiten, ohne alles richtigwahrzunehmen und innerlich zu verarbeiten. Aus diesem Grunde dauerte es eine Weile, bis sie auf die Stimme des Sohnes aufmerksam wurde, der seine Mutter angesprochen hatte.
»Mutti, du hast doch das Schwert!« Uta zuckte zusammen. »Was habe ich?«
»Das… das Schwert!«
»Ja, natürlich.« Sie atmete tief ein. »Natürlich habe ich das Schwert.«
Jörg faßte nach ihrer freien Hand. »Willst du damit nicht kämpfen, Mutti?«
Uta schüttelte den Kopf, obwohl sie es nicht wollte. »Wie meinst du das denn?«
»Damit kannst du schlagen.«
»Aber das ist Gewalt.« Jörg nickte. »Im Fernsehen machen sie es auch immer so. Bei Ritterfilmen und…«

Uta Gerber lächelte sparsam. »Ich weiß, mein Junge, daß sie es im Fernsehen so machen. Daran will ich mir kein Beispiel nehmen. Das darf ich einfach nicht.«

»Und wozu hast du das Schwert?« Eine gute Frage, dachte Uta.

»Vielleicht möchte ich Vati helfen…«

»Dann geh doch los.« Die Frau überlegte. Sie schaute auch an ihren beiden Kindern vorbei.

Edda sagte überhaupt nichts. Die Angst hatte ihr die Kehle zugeschnürt. Sie schaute auf ein seltsames Bild. Der Henker besaß keine Waffe mehr. Er schlug trotzdem zu und bewegte dabei rhythmisch seine Arme und die leeren Hände. Die Kniende hatte ihre Haltung nicht verändert, nur die Hände faltete und streckte sie.

»Willst du es nicht versuchen, Mutti?« fragte Jörg.

»Was denn?«

»Du mußt zuschlagen und dem Henker den Kopf…«

»Jörg, bitte!« Der Junge verstummte. Er wußte nicht, was er noch sagen sollte. Seine Mutter schien überhaupt nicht belehrbar zu sein.

»Aber du hast doch das Schwert geholt«, sagte er nach einer Weile.

»Das ist auch alles.«

»Dann geh und befreie Vati. Wenn der andere kommt, mußt du schlagen, sonst wird Vater…«

»Ich weiß es«, erwiderte Uta Gerber mit rauher Stimme. »Ich weiß es so genau.«

»Wir bleiben dann hier.« Jörg deutete auf seine Schwester. »Ich passe schon auf.«

Uta strich mit einer Hand über das blonde Haar des Jungen.

Dabei bemühte sie sich, die Tränen der Angst in seinen Augen zu übersehen. So ganz gelang es ihr nicht.

»Meinst du, daß du es schaffst, Mutti?«

»Ich habe mich noch nicht dazu entschlossen, Junge.«

»Aber du kannst nicht lange warten. Ich würde ja gehen, aber ich kann das Schwert nicht halten.«

Jörgs Bitten und Quälereien hatten bei Uta einen ersten Erfolg gezeigt. Sie dachte darüber nach, wie es wohl aussehen könnte, wenn sie sich in Bewegung setzte und zuschlug.

Sie hatte diesen Mann noch in einer schrecklichen Erinnerung.

Das war keine Wachsfigur gewesen. Wenn sie ihn tötete, käme das einem Mord gleich. Und sollte sie damit leben können?

Andererseits ging es um ihren Mann. Heinz mußte aus diesem verdammten Käfig herausgeholt werden, sonst kam er vor Qualen noch um. Für Uta hatte es keinen Sinn mehr, noch länger zu überlegen. Sie mußte sich endlich dazu durchringen und alles in die Wege leiten, was nötig war.

Jörg stieß sie an. »Hast du dich entschlossen, Mutti? Willst du es jetzt

machen?«

Uta nickte, obwohl sie nicht davon überzeugt war. »Ja«, flüsterte sie, »ich mache es. Ich werde gehen und euren Vater befreien.«

Jörg wußte nicht, ob er erleichtert aussehen sollte. Jedenfalls nickte er zweimal und wurde von seiner Mutter so heftig umarmt, als wäre es ein Abschied für immer…

Auch Edda kam an die Reihe. Sie preßte ihre tränenfeuchte Wange gegen die der Mutter, flüsterte und schluckte einige Male, bevor sich Uta nur mit Mühe von ihren Kindern lösen konnte. »Und ihr versprecht mir, hier zu bleiben?«

Die Kinder nickten.

Uta warf noch einen Blick auf den Henker ohne Richtschwert und die betende Frau. Sie rechnete damit, daß den Kindern von deren Seite keine Gefahr mehr drohte.

»Hol uns Vati zurück!« bat Jörg. Er stand da und hatte die Hände zu Fäusten geballt.

»Ich verspreche es«, erwiderte Uta Gerber lahm, ohne allerdings selbst davon überzeugt zu sein.

Für Uta Gerber war es ein schrecklicher Gang. Sie fühlte sich selbst wie ausgelaugt. Am liebsten hätte sie sich irgendwo hingelegt, geheult und dabei gehofft, daß alles nur ein böser Traum war, was sie hier erlebte. Leider stand sie inmitten der Realität, und sie mußte sich nicht nur mit diesen Dingen abgeben, auch mit den Folgen, die diese Realitätbrachte.

Es war einfach furchtbar.

Uta verließ die Nische und merkte es kaum. Sie warf auch keinen Blick zurück. Hätte sie jetzt auf ihre Kinder geschaut, wäre es ihr nicht mehr möglich gewesen, weiter zu gehen.

So aber konzentrierte Uta die Gedanken auf ihren Mann, der sich in einer fürchterlichen Lage befand. Sie wunderte sich darüber, daß sie ihn noch nicht hatten schreien gehört, denn die Lage in dem Loch konnte keiner stumm durchstehen.

Uta Gerber kam sich selbst vor wie eine dieser zu einem unheimlichen Leben erwachten Wachspuppen. Jedenfalls bewegte sie sich auf eine ähnliche Art und Weise voran. Sie setzte die Schritte nicht flüssig, die Bewegungen der Beine wirkten abgehackt und ruckartig.

Den Griff des Schwerts hielt sie nur mit der rechten Hand umklammert. Sie schleifte die Waffe hinter sich her, deren Spitze auf dem Gestein kratzende Laute verursachte, die den Weg der Frau begleiteten. Sie hatte den Platz, wo ihre beiden Kinder auf eine Rückkehr der Eltern warteten, hinter sich gelassen und warf auch keinen Blick auf die anderen Szenen, die allesamt zu einem unwirklichen Leben erwacht waren. Uta kümmerte sich nicht um die

Geräusche und die Bewegungen, sie ging stur geradeaus weiter.

Es war ihr auch nicht möglich, einen klaren Gedanken zu fassen, weil in ihrem Kopf die Gedanken wirbelten. Eines allerdings kristallisierte sich immer stärker hervor.

Der Begriff Hölle!

War das die Hölle, die hinter ihr lag oder durch die sie gerade schritt? Eine Hölle auf Erden bestimmt, denn jede Qual einer Kreatur glich einer Hölle.

Uta Gerber war ein Mensch, der Gewalt bisher verachtet hatte.

Nun aber war in ihrem Innern eine Sicherung durchgebrannt. Etwas funktionierte nicht mehr. Sie wunderte sich nicht einmal darüber, daß es ihr fester Wille war, Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten, zur Seite zu räumen.

Und so ein Hindernis sah sie.

Es war der wandelnde Henker, der durch die Gänge schlich und einen Wachskopf auf seinen ebenfalls wachsbleichen, kräftigen Händen vorsich her trug.

Ein enges, dunkles Trikot trug er. Seine Füße steckten in alten Stiefeln, deren Schäfte fast bis zu den Knien reichten und sehr weit waren.

Der Henker kam auf die Frau zu.

Er hatte sie noch nicht erreicht, aber Uta sah ihn, und sie sprach ihn auch an.

»Geh aus dem Weg!« forderte sie.

Der Henker dachte nicht daran. Er gehorchte nicht den Befehlen eines Menschen.

Schnurstracks ging er weiter. Wenn Uta nicht zur Seite trat, würde ersie überrennen.

»Nein!« flüsterte sie. »Nein, so nicht, du Schauergestalt. Ich weiche nicht zurück. Ich werde dich vernichten!« Sie wunderte sich über diese für sie schrecklichen Worte und legte auch ihre linke Hand auf den breiten Schwertgriff, damit sie die Waffe in die Höhe wuchten konnte. Für eine Hand war sie einfach zu schwer.

Der Henker ging weiter. Die Distanz zu Uta Gerber schrumpfte immer mehr. Wenn sie schlagen wollte, wurde es Zeit, das Schwert in die Höhe zu wuchten.

Das geschah mit einer glatten Bewegung, als hätte sie es schon immer getan. Darüber wunderte sich Uta. Sie holte weit aus und schlug die Klinge in Kopfhöhe wieder nach vorn.

Und traf.

Plötzlich besaß der Henker keinen Kopf mehr. Die breite und scharfe Klinge hatte den Kopf vom Rumpf getrennt, und der Wachskopf machte sich selbständig.

Er prallte zu Boden, tickte noch einmal nach, bevor er sich

überschlug und einige Schritte zur Seite rollte, wo er mit dem Gesicht nach oben liegenblieb.

Das Schwert sank zusammen mit den Armen nach unten. Uta Gerber stand auf dem Fleck, schaute den Kopf an und ließ ihren Blick auch über den Körper gleiten.

Er bewegte sich noch weiter, auch ohne Kopf, als Torso. Er ging an Uta vorbei, und der fremde Schädel blieb dabei auf den Händen seiner ausgestreckten Arme liegen.

So verschwand er…

Die Frau drehte sich nicht um. Sie wußte überhaupt nicht mehr, was sie noch alles unternehmen sollte, aber sie legte den Kopf in den Nacken, öffnete den Mund, und ein hartes Lachen strömte hervor, das einen fast bellenden Klang besaß.

Sie hatte getötet oder vernichtet.

Ausgerechnet sie!

Uta Gerber wollte es kaum glauben. Sie fand den Mut, sich wieder umzudrehen und sah, wie der Kopflose wieder von dem Lichtschein verschluckt wurde, als würde er geradewegs in den Schlund der tiefsten Hölle hineingehen, um deren Herrscher anzubeten.

War es wirklich so einfach, ein Leben auszulöschen? Sie dachte darüber nach, doch sie konnte sich selbst keine konkrete Antwort darauf geben. Nein, ein Leben war es nicht, daß sie zerstört hatte.

Dieser Henker war ein Monstrum gewesen. Er hatte keine Seele besessen, auch kein Herz, das besaßen nur Menschen.

Wie ihr Mann, zum Beispiel!

Siedendheiß fiel Uta Gerber ein, weshalb sie überhaupt unterwegs war. Sie wollte ihn retten, diesen verfluchten Riegel zurückziehen oder nach hinten schlagen, um das Gitter aufklappen zu können.

Dann war alles erledigt, dann konnte sie ihren Mann wieder in die Arme schließen und zusammen mit den Kindern die Region des Schreckens verlassen.

Sie malte sich dies bereits aus und merkte eigentlich nicht, daß sie Wunschträumen hinterherlief. Noch lag der schwierigste Teil vor ihr. Außerdem dachte sie an den gefährlichen Killer, der Heinz überwältigt hatte.

Wenn sie auf diesen Mann traf, mußte sie schnell sein, sehr schnell sogar.

Und so ging sie weiter. Beseelt von dem Gedanken, ihren Mann aus dieser furchtbaren Lage zu holen. Die Augen brannten. Es war das heiße Brennen der Tränen und das Feuer ihrer eigenen Willenskraft, das dort zusammenkam und sich mischte.

Manchmal zuckte es um ihre Mundwinkel, wenn sie wieder eine dieser Folterszenen zu Gesicht bekam. Doch sie kümmerte sich nicht mehr darum. Es interessierte sie nur die eine Aufgabe.

Leider hatte Uta einen großen Fehler gemacht. Beseelt von dem Gedanken, ihren Mann zu befreien, hatte sie nicht so direkt auf den Weg geachtet, wie sie es eigentlich hätte tun sollen. Die ungefähre Richtung zum Eingang hatte sie zwar eingeschlagen, aber sie war von der normalen Hauptstrecke abgekommen.

Deshalb fiel ihr auch die Szene auf, die sie bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Sie war gut und hell erleuchtet. Im schrägen Winkel schritt Uta auf die breite Nische zu, konnte auch hineinschauen, ohne selbst gesehen zu werden, und blieb plötzlich stehen, als wäre sie vor eine Mauer gerannt.

Ihren Augen bot sich ein fürchterlicher Anblick!

***

Der Schlag in den Nacken hatte Suko von den Beinen gerissen, und erwar mit dem Gesicht zuerst in das auf dem Boden liegende feuchte Stroh gefallen.

Für ihn war die Welt schlagartig untergegangen, aber Suko war ein durchtrainierter Mensch, der auch einstecken konnte.

Vielleicht war es auch ein innerer Motor, der den Chinesen antrieb und sein Unterbewußtsein alarmierte. Es meldete sich bei ihm und stieg hoch an die Oberfläche, so daß es die langen Schatten der Bewußtlosigkeit allmählich durchbrach.

Suko erholte sich langsam.

Es war wie das berühmte Auftauchen aus einer Tiefe ohne Böden, und fast an der gleichen Stelle, wo ihn der Hieb erwischt hatte, spürte er abermals die Berührung.

Diesmal von einer Hand.

Und sie gehörte Kamikaze, der den Inspektor mit einer Bewegung und einem heftigen Ruck auf die Beine zog, als wäre der Mann ein Stück Holz.

Suko stand – und brach wieder in den Knien ein, weil er noch zu schwach war.

Er hörte das harte Lachen seines Gegners, der ihn nicht zu Boden fallen ließ, sondern dicht vor dem Aufprall wieder auf die Füße riß, so daß Suko abermals stehen konnte.

Diesmal wurde er festgehalten.

Ein leises Lachen erreichte seine Ohren. Kamikaze hatte es ausgestoßen, und es troff vor Gemeinheit und Häme. »Ich habe dich, Chinese. Ich habe dich endlich gefangen. Akim Samarans Plan war ausgezeichnet, er ist voll aufgegangen, du wirst keine Chance mehr bekommen und stirbst so, wie die Leute früher vom Leben in den Tod befördert worden sind. Durch Hängen!«

Hängen – hängen…

Die Echos schmerzten in Sukos Kopf. Er öffnete die Augen schaute in die Höhe und sah alles wie durch einen Schleier oder Filter.

Vor ihm pendelten die Schlingen.

Eine sehr nah, die zweite weiter rechts, während die dritte »besetzt« war.

In ihr hing die Puppe. Der Strick saß stramm am Hals des Mannes.

Noch immer hatte Suko weiche Knie. Dieser verdammte Treffer hatte ihn fast gelähmt. Allmählich kroch auch die Angst in ihm hoch, es nicht mehr schaffen zu können, denn ein Mensch wie Kamikaze kannte keine Gnade. Und gerade auf den Chinesen hatte er es abgesehen, weil dieser zuletzt die Pläne des Killers so empfindlich gestört hatte.

Zwei freie Schlingen…

Für welche der beiden sich Kamikaze entscheiden würde, war Suko nicht bekannt.

Noch hatte Kamikaze zu tun. Deshalb packte er Suko, drehte sich herum und lehnte ihn gegen einen Geländerpfosten. Er war sich seiner Sache sicher, sonst hätte er nicht so reagiert, doch zuvor wollte er sichalles bis ins Detail zurechtlegen.

Suko schwankte. Er spürte in seinem Rücken den Druck des Holzes. Das Gerüst, der Boden, die Wachspuppen, sie alle führten vor seinen Augen einen Tanz auf, so daß Suko kaum in der Lage war, eine Standortbestimmung vorzunehmen.

Auch Kamikaze bewegte sich schwankend. Mit einer spielerisch leichten Bewegung packte er die Leiter und stieß gleichzeitig den Mann in der Schlinge so weit nach hinten, daß er den nötigen Platz bekam, um die Leiter an ihm vorbeiziehen zu können.

Er hätte es geschafft, bevor der Körper wieder zurückpendelte.

Die ausschlagenden Beine aber trafen eine der Wachsfigurenfrauen und stießen sie zu Boden.

Kamikaze ging mit der Leiter zu einem anderen Pfosten und lehnte sie dagegen.

Jetzt stand sie näher bei Suko.

Der hatte noch immer große Schwierigkeiten. Er wunderte sich darüber, daß es ihm gelungen war, auf den Füßen zu bleiben, denn seine Schmerzen waren nicht schwächer geworden. Tief holte er Luft, weil er damit rechnete, daß es ihm dann bessergehen würde.

Auch das erwies sich als Irrtum. Suko wurde das dumpfe Gefühl in seinem Kopf einfach nicht los.

Kamikaze konnte tatsächlich mit ihm machen, was er wollte, und Suko schaffte es nicht, sich dagegen zu wehren.

»Bald hängst du in der Schlinge«, versprach Kamikaze, als er den Chinesen packte. Er hatte seine Hände dabei unter die Achselhöhlen des Inspektors geschoben. »Bald ist es soweit.«

Suko dachte an seine Waffen, die er bei sich trug, doch er war einfachnicht in der Lage, sie hervorzuholen. Die Arme schienen mit Blei gefüllt zu sein, sie reagierten überhaupt nicht auf Sukos Befehle und baumelten träge und unkontrolliert am Körper.

Die Peitsche, die Pistole mit den Silberkugeln, der Stab, für Suko waren diese Waffen bisher nur Makulatur. An sie konnte er wegen seiner Schwäche nicht heran. Deshalb würde er sie auch kaum gegen Kamikaze einsetzen können.

Der aber hatte seine Vorbereitungen getroffen. Um die beiden Frauen und den Priester kümmerte er sich nicht. Sie blieben innerhalb der Szene und vollführten in einem gewissen Rhythmus immer wieder die gleichen Bewegungen.

Die Leiter stand günstig. Ihre oberste Sprosse befand sich in gleicher Höhe mit der vom Querbalken herabhängenden Schlinge, und Kamikaze begab sich daran, Suko in die richtige Höhe zu hieven, damit er ihm die Schlinge um den Hals legen konnte.

Der Inspektor spürte die Hände des Killers an seiner Hüfte. Die Klauen glichen Eisenklammern, so hart und fest packten sie zu, und die Fingerspitzen wühlten sich tief in die Muskulatur der Hüfte.

Suko nahm auch den Geruch des Mannes auf.

Eine widerliche Mischung aus Schweiß und Fett, mit dem er sich den Körper eingerieben haben mußte.

Suko wurde hochgedrückt und gleichzeitig mit dem Rücken zur Leiter hingedreht, so daß er schon den Widerstand der Sprossen auf seiner Haut spürte.

Er atmete schwer. Kamikaze hatte längst erkannt, daß er es nicht mehr mit einem Bewußtlosen zu tun hatte, aber das machte ihm nichts aus. Er lachte fett. »Du wirst keine Chance mehr haben, Chinese. Und nun heb die Beine. Wenigstens zum Strick sollst du selbst gehen, oder ich erwürge dich.«

Suko hob die Füße an. Es bereitete ihm Mühe, seine Beine zitterten dabei. Er bekam auch Halt auf den Sprossen und schaffte es nicht einmal, die Knie durchzudrücken.

Er blieb in einer nach vorn hängenden Lage und mußte von Kamikaze gestützt werden.

Das war für ihn furchtbar.

Durch ruckartige Bewegungen wurde Suko in die Höhe geschoben. Zeit verging, und der Inspektor versuchte, seine Restkräfte zu mobilisieren. Er wußte selbst, wie schwer es war, den Klauen dieses menschlichen Monstrums zu entkommen. In einer Normalform hätte er da kaum eine Chance gehabt. Jetzt, da er so angeschlagen war, reduzierte sich diese Chance noch weiter, und Suko spürte auf seiner Wange kalten Schweiß.

Kamikaze hievte ihn weiter. »So ist es gut«, sagte er flüsternd.

»Du bist fast mit der Schlinge auf einer Höhe. Das ist hervorragend.« Er löste eine Hand von Sukos Körper, um die Schlinge zu packen und sie schräg an den Chinesen heranzuziehen.

Für eine kurze Zeitspanne wurde Sukos Blick wieder klar. Er stellte fest, daß Kamikaze nicht mehr so stark auf ihn achtete, weil er sich auf die Schlinge konzentrierte, und da es um sein nacktes Leben ging, setzte Suko alles ein.

Er riß sein Bein hoch und winkelte es an. Gleichzeitig rammte er es nach vorn.

Es war kein harter Stoß. Das klappte in dieser Enge einfach nicht, doch das Knie traf den anderen in Höhe der Brust. Zudem stand Kamikaze ziemlich wacklig. Er konnte den Treffer nicht mehr ausgleichen und wurde nach hinten geschleudert.

Ein Wutschrei drang aus seinem Mund, als er zu Boden krachte und Suko mit einer Hand weiterhin umklammert hielt, so daß der ebenfalls von der Leiter kippte.

Der Inspektor landete auf dem Killer, der vor Zorn fast durchdrehte. Er schleuderte Suko durch die hochgezogenen Knie von sich und sah, wie der Chinese die Arme hochriß, gegen einen Gerüstpfosten krachte und das gesamte Hinrichtungsgestell ins Wanken geriet, so daß es aussah, als würde es auseinanderbrechen.

Am Pfosten rutschte der Chinese nach unten.

Kamikaze kam wieder hoch. Er stierte Suko haßerfüllt an.

»Okay«, sagte er nur, »okay, du hast es nicht anders gewollt. Du wolltest wohl nicht hängen, wie? Ich habe dafür Verständnis, kann aber deinen Wunsch nicht berücksichtigen.«

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er in die Tasche griff und eine dünne Schnur hervorholte.

Suko konnte sie genau erkennen, und er dachte wieder an den Toten, den er und John oben am Eingang gefunden hatten. Dieser Mann war erdrosselt worden, wahrscheinlich durch die gleiche Schnur, die Kamikaze eben hervorgeholt hatte.

Sie war sehr widerstandsfähig. Kamikaze hatte sie zweimal um seine beiden Gelenke gewickelt und zog sie vor Sukos Augen stramm. Es entstand dabei ein typisches Geräusch, das Sukos Nerven nicht gerade zuträglich war. Wenn er noch etwas retten wollte, mußte er schnell handeln.

Am besten versuchte er es mit einer Kugel. Richtig gezielt, würde sie den Killer stoppen können.

Sukos Hand tastete bereits nach der Waffe, aber Kamikaze war schneller.

Er stand längst auf den Beinen, hatte sich ein wenig gebückt und schlich auf den Inspektor zu.

»Keine Chance mehr, du gelber Affe«, sagte er leise.

»O doch, du Mörder!«

Es war nicht Suko, der gesprochen hatte, sondern eine Frau, die nahe des Blutgerüstes stand.

Uta Gerber!

***

Und ich sah den Würfel!

Den echten wohlgemerkt, denn vor mir stand Akim Samaran, der ihn ebenso zwischen seinen Handflächen festgeklemmt hielt wie ich den meinigen. Wie viele Schritte trennten uns?

Genau wußte ich es nicht zu sagen. Vielleicht waren es fünf, möglicherweise auch nur vier. Es ist wirklich seltsam, über welche Lappalien man in einer so entscheidenden Situation nachdenken kann. Hatte ich mir überhaupt gewünscht, ihm gegenüberzustehen?

Im Prinzip ja, und ich wartete auch weiterhin ab, wie er reagieren würde.

Noch tat er nichts.

Aber ich sprach ihn an. »Du hast den Würfel bekommen, wie ich sehe?«

»Natürlich.« Bei der Antwort zeigte er ein breites Grinsen. In seinen Augen flackerte es unruhig.

»Hat ihn der Spuk dir überlassen?«

»Auch das. Damit siehst du, welch ein Verhältnis ich zu ihm habe. Ich stehe mit ihm auf gutem Fuß, und er hat mir einen folgenschweren Auftrag gegeben, denn durch die Kraft des Würfels ist es mir gegeben, dich zu vernichten.«

»Glaubst du?«

»Ja.«

»Und was halte ich zwischen den Händen?«

Er schüttelte bedächtig den Kopf. »Ich bin nur gespannt, welcher von beiden Würfeln stärker ist.«

»Ich auch.« Allmählich kam mir die Chose vor wie eine billige Schmierenkomödie. Kaum zu glauben, daß es blutiger Ernst war und es um Leben und Tod ging.

Er redete weiter. Ich hatte das Gefühl, als wollte er einen Triumph auskosten, als er sagte: »Du bist reingefallen. Ich habe dich in dieses Verlies gelockt, um dir einen würdigen Platz zum Sterben zu geben. Diese Umgebung ist richtig. Die Anrufe, das Auftauchen der Wachsfigur, die du besiegt hast, wie ich vermute und es auch gewollt habe, das alles findet sich zusammen und wird zu einem wahren Meisterwerk meiner Improvisationskunst. Du bist verloren, Sinclair, denn ich kam nicht allein, wie du dir sicherlich vorstellen kannst. An Kamikaze ist bisher noch jeder gescheitert, wenn der es gewollt hat. Dein Partner hat es verstanden, den Würfel vor uns in Sicherheit zu

bringen, aber nur einmal. Mehr geht nicht, denn hier übernehmen wir die Regie, und wir besitzen zahlreiche Helfer, da die Puppen allein auf mein Kommando hören. Wir ziehen den Kreis enger und enger. Du wirst eingekesselt und nicht mehr ein noch aus wissen.«

»Mir sind deine Wachsfiguren begegnet«, erwiderte ich. »Und ich lebe noch, wie du siehst.«

»Ich habe es bemerkt. Ich wußte, wie du gegangen bist und daß wir aufeinandertreffen würden. Das alles habe ich einkalkuliert, denn der richtige Kampf beginnt jetzt, Geisterjäger. In diesem Augenblick!«

Er hatte nicht gelogen, denn ich spürte, wie Akim Samaran die Kraft des Würfels gegen mich einsetzte…

***

»O doch, du Mörder!« hatte die Frau gesagt und allein durch ihre Worte dem Chinesen wieder einen Adrenalinstoß versetzt, der die Hoffnung in seinem Körper aufflammen ließ.

Und Kamikaze stoppte.

Er hatte sich bereits auf dem Weg zu seinem Opfer befunden, als er kurz einhielt, sich drehte und seinen Oberkörper dabei aufrichtete, so daß er die Frau direkt anschauen konnte.

Auch Suko schaute zu ihr hin.

Gesehen hatte er sie bisher noch nicht, aber er wußte aus Heinz Gerbers Erzählungen von ihr. Das mußte Frau Gerber sein, und sie hatte sich mit einem Schwert bewaffnet, dessen Griff sie mit beiden Händen umklammert hielt.

Sie stand da wie eine Rachegöttin.

In ihrer modernen Sommerkleidung wirkte sie ein wenig verfremdet, auch die Waffe paßte nicht zu ihr, und trotz des starren Gesichts erkannte Suko, daß die Frau unter einer gewaltigen Angst litt. Doch siewar über ihren eigenen Schatten gesprungen und hatte sich bewaffnet, um in den Kampf einzugreifen.

So stand sie vor dem Killer!

Hochaufgerichtet, der Blick ihrer Augen strömte Kälte aus und auch den festen Willen, alles zu tun.

Kamikaze schüttelte den Kopf. Er konnte wohl nicht begreifen, daß es ausgerechnet eine Frau war, die sich gegen ihn stellte.

Suko wollte ihr Mut zusprechen. Er mußte zweimal Luft holen, um überhaupt reden zu können.

»Ich kenne Ihren Mann!« krächzte er. »Ich habe ihn aus seinem verdammten Gefängnis befreit, auf ihn brauchen Sie keine Rücksicht mehr zu nehmen. Es geht ihm gut.«

Auch der Killer hatte die Worte gehört. Wütend fuhr er herum.

»Halt dein Maul, Gelber!«

»Es stimmt aber!«

Kamikaze fauchte Suko an. »Und wenn es zehn- oder zwanzigmal stimmen sollte, was ändert es schon? Die Herren in diesem Verlies sind Akim Samaran und ich. Das werde ich euch beweisen, auch dir, du wahnsinniges Weib!«

Er nickte bei diesen Worten entschlossen und bewegte sich auf die Frau zu. Seine Augen glänzten tückisch, und seine Zunge fuhr für einenwinzigen Augenblick über die spröden Lippen, so daß sie mit glänzendem Speichel bedeckt wurden.

Er schlich.

Und er zog dabei die Schlinge zwischen seinen Händen stramm.

»Schlinge gegen Schwert!« flüsterte er dabei. »Glaube nur nicht, daß du es schaffst, Frau. Ich bin besser. Ich komme auch mit meiner Waffe gegen dich Wahnsinnige an.«

Er hatte die Worte hart ausgestoßen. Höchstwahrscheinlich sollten sie Uta Gerber Angst einjagen. Ob ihre Furcht nun größer geworden war oder nicht, war kaum festzustellen. Sie ging nur einen halben Schritt zurück und sprach Kamikaze an.

»Bleib stehen!« forderte sie. »Bleib verdammt noch mal stehen! Wenn nicht, werde ich dich umbringen. Ich schlage zu, das schwöre ich!«

Der Killer blieb in seiner geduckten Haltung und nickte sogar. »Ja, du kannst zuschlagen, aber beeile dich. Ich habe nicht viel Zeit. Los, mach es jetzt!«

Er lockte und verhöhnte sie gleichzeitig, während sich auf seinem Gesicht das Grinsen vertieft hatte. Die Augen funkelten, Mordlust blühte in den Pupillen.

Uta Gerber wurde nervös. Sie hatte alles genau verstanden, und sie gab sich selbst einen Ruck, als sie dem Befehl nachkam.

Auch Suko schaute zu. Er wußte, daß die Frau es nicht schaffen konnte. Nicht gegen einen Mann wie Kamikaze, der alle Tricks kannte und mit allen Wassern gewaschen war. Deshalb war es Suko klar, daß er der Frau allein die Initiative nicht überlassen durfte.

Er mußte eingreifen.

Und er war bewaffnet.

Augen besaß Kamikaze im Rücken keine. Aber sein Gefühl mußte ihm gesagt haben, daß Suko etwas vorhatte. Während er dem ersten Schlag der Klinge tänzerisch leicht auswich, sprach er die Frau an, seine Worte jedoch galten Suko.

»Rühr dich nicht, Hundesohn!«

Uta Gerber hatte ihn verfehlt. Sie sah es mit Schrecken und schaute auch der Schwertspitze zu, die über den Boden ratschte und dort einen tiefen Kratzer hinterließ.

Sie wußte, daß Kamikaze sie zu einem zweiten Schlag nicht kommen lassen würde. Und sie sollte sich nicht getäuscht haben, denn der Killer trat plötzlich zu.

Sein rechtes Bein raste in die Höhe, wobei er die Schlinge noch immerfesthielt. Uta wollte nach hinten ausweichen, sie schaffte die Bewegung nicht mehr, da wurde sie bereits an der rechten Schulter sehr hart getroffen und mußte die Faust öffnen.

Das Schwert kippte zu Boden, nachdem es für einen Moment noch auf der Spitze gestanden hatte.

Ein dröhnendes Lachen drang aus dem Mund des Killers. Ein zweiter Tritt traf Uta Gerber an der Hüfte und schleuderte sie zu Boden, während sich Kamikaze bückte, das Schwert aufhob und dann die Schlinge verschwinden ließ. Mit der Waffe in der Hand wirbelte er zu Suko herum, dem es auf dem Boden sitzend, im letzten Augenblick gelungen war, die Silberkugel-Beretta zu ziehen.

Die Mündung wies auf Kamikaze. »Laß es!« befahl der Inspektor…

Kamikaze hatte den Befehl verstanden. Ob er ihn auch ausführen wollte, wußte Suko nicht, jedenfalls erstarrte er in der Bewegung und drehte nur vorsichtig den Kopf zur Seite, so daß er Suko anschauen konnte.

Er hatte sich gereckt, das Schwert hielt er mit beiden Händen fest.

Sein Gesicht war verzerrt, in den Augen flackerte die nackte Wut, der Mund stand offen, und Suko sah die Muskeln unter der Haut wie erstarrte Streifen.

Auch die Verletzung behinderte ihn nicht, dieser Mensch glich schon fast einer Maschine.

Der Inspektor war bereit zu schießen. Er hatte immer Rücksicht auf menschliches Leben genommen, aber diesen Mordkoloß konnte man einfach nur mit einer Kugel stoppen.

Es war kein Filmbild, auf das der Inspektor schaute, obwohl es ihm so vorkam. Nahezu lächerlich wirkten die übrigen Wachspuppen in der Nähe, die noch immer ihre gleichen Bewegungen ausführten.

Wichtig war Kamikaze.

Und der gab nicht auf.

Er hatte noch nie aufgegeben, auch jetzt nicht, wo er in die Pistolenmündung starrte.

Aus dem Stand heraus schleuderte er die mörderische Waffe!

***

Ich hatte schon erlebt, daß aus dem Würfel des Unheils der alles zerfressende Todesnebel gekrochen war, um mit seiner Zerstörung zu beginnen, diesmal war es anders, da setzte Akim Samaran eine mir völlig neue und unbekannte Magie ein.

Aus den Würfelflächen stiegen die Köpfe!

Wahrscheinlich hatte er sich gedanklich mit diesen unheimlichen Wesen beschäftigt, und diese schlimmen Gedanken des Schreckens setzte der Quader in die Tat um.

Höllenschädel, rund wie Kugeln, verließen den Würfel, plusterten sich auf und flogen auf mich zu.

Es waren Gegenstände, die in allen möglichen Farben schimmerten. Das rote Licht jedoch überwog und bedeckte sie wie mit einem dünnen Schleier aus Blut.

Sie griffen mich an, und ich wußte nicht, welchen ich zuerst aufs Korn nehmen sollte, aber ich hatte den Würfel, und dem gab ich meinen Befehl.

»Vernichte sie!«

Ich war so konzentriert gewesen, daß ich meine Gedanken aussprach, und der zweite Würfel setzte das Gegengewicht.

Er zerstörte die Schädel.

Wie schon die Wachspuppen zuvor, so platzten sie vor meinen Augen auseinander und verschwanden, als hätte es sie niemals zuvor gegeben. Ich hörte Samaran lachen. Anscheinend freute er sich über die Niederlage, und er sagte: »Ja, das war nur eine kleine Demo, wie man heute immer sagt. Der Hammer kommt noch.«

»Dann her damit!« forderte ich.

»Er ist schon da, Sinclair!«

Ich sah ihn nicht und war deshalb sehr über seine Worte verwundert. Den Kopf drehte ich und hörte ihn wieder sprechen.

»Ja, er ist schon da. Hör genau zu und sieh hin!«

»Hör genau zu…«

Sicher, seine Stimme war es, die so verändert geklungen hatte, als befände er sich meilenweit von mir entfernt und würde durch eine schallverstärkende Röhre sprechen.

Ich blickte ihn wieder an.

Sehen konnte ich ihn noch, nur hatte sich die Perspektive verschoben. Er stand in meiner Nähe und war trotzdem weit entfernt.

Als hätte sich zwischen uns eine Linse geschoben und die Realität verzerrt.

Und woher kamen die flüsternden Stimmen, das Schreien der Menschen und das schreckliche Wimmern?

Es hörte sich so an, als würde jemand gefoltert. Hier im Keller?

Nein, das konnte einfach nicht stimmen, das war verrückt. Es wurde hier keiner mehr gefoltert. Es war nachgebaut, es…

»Du begreifst nicht, Geisterjäger. Ich habe dich reingelegt, indem ich dich ablenkte. Der Würfel besitzt viel stärkere Kräfte, als du je angenommen hast. Er verändert die Zeiten. Er schiebt eine zurück und holt die andere hervor. Es ist die Vergangenheit, Sinclair. Die Vergangenheit, in der du dich befindest. In der Folterkammer des Mittelalters, und auf einen wie dich haben die Knechte des Königs gewartet. Sie werden dich vierteilen und langsam sterben lassen…«

Dann sah ich die beiden Schergen, die geradewegs auf mich zukamen

und ihre Äxte umklammert hielten…

***

Kamikaze konnte nicht normal sein. In einer solchen Lage das Schwert zu schleudern, grenzte schon an Wahnsinn – oder an Berechnung, denn damit hätte keiner gerechnet. Suko auch nicht, aber er reagierte trotzdem. Er schoß und warf sich gleichzeitig zur Seite.

Noch immer nicht im Vollbesitz seiner Kräfte, hoffte er trotzdem, schnell genug gewesen zu sein. Zudem konnte er von Glück sprechen, daß die Klinge waagerecht geworfen worden war und sich in der Luft nicht überschlug.

Suko hörte den splitternden Krach, als die Klinge mit vehementer Wucht in den Stützbalken des Galgens schlug und das ganze Gerüst mitriß.

Suko, der auf der Seite lag, wollte noch wegkriechen, er war diesmal nicht schnell genug. Von oben her kamen die Balken, brachen über ihm zusammen, verkeilten sich und erwischten auch ihn, denn das linke Bein wurde von einem Holzstück festgeklemmt.

Auch der Gehängte fand keinen Halt mehr. Zusammen mit dem Gerüst wurde er in die Tiefe gedrückt. Er bekam zusätzlich noch Schwung, fiel auf den Balken, der über Suko lag, rutschte an ihm herab und blieb schräg auf dem Chinesen liegen.

Das Durcheinander war perfekt.

Und es hatte auch Uta Gerber erwischt, die es einfach nicht schaffte, sich vom Boden her in die Höhe zu hieven, weil sie der Schreck über die mißlungene Aktion so gelähmt hatte.

Sie lag auf der Seite, hatte sich auf einen Ellenbogen gestützt und sah aus, als wäre ihr Gesicht mit einer Schicht aus bleichgelbem Wachs überstrichen worden.

Sie lag da und wimmerte, war in Staub gehüllt und sah aus der Wolke diesen Killer auftauchen, den es zwar erwischt hatte, was ihm aber nichts machte. Um ihn zur Aufgabe zu bewegen, bedurfte es härterer Mittel. Er kletterte unter einem der Balken hervor, schüttelte den Kopf und suchte seinen Gegner.

Das war Suko.

Dröhnend hallte dem Inspektor das Lachen dieses menschlichen Mordroboters entgegen. Mit einem wilden Fußtritt, der von einer ungezügelten Gier zeugte, schleuderte er eine im Weg liegende Wachspuppe zur Seite, damit er freie Bahn hatte, auf den Chinesen zuzugehen.

Und er zog sein Messer.

Eine schwere, breite Klinge mit einem hölzernen Griff. Spielerisch leicht warf er die Waffe in die Luft, wartete, bis sie sich einmal überschlagen hatte und fing sie mit der rechten Hand wieder geschickt

auf.

Sukos linkes Bein war festgeklemmt. Zum Glück nicht so hart, als wäre eine Betonmauer darauf gefallen. Er konnte es noch bewegen und versuchte verzweifelt, es unter dem Balken hervorzuziehen.

Dessen Gewicht war jedoch größer, als er angenommen hatte.

Der Chinese bemühte sich, holte Kraftreserven aus seinem Körper, hatte den Mund weit geöffnet und atmete scharf ein, wobei er den Staub schluckte, der sich in seiner Kehle festgesetzt hatte.

Das Schwert lag zu weit entfernt. Die Pistole war ihm bei dem Fall aus der Hand gerutscht, so daß er an sie auch nicht mehr heran konnte. Es wurde kritisch.

Und Kamikaze hatte das Messer.

Er hob bereits den rechten Arm und visierte Sukos Brust an, in die er die Klinge mit einem wuchtigen Wurf schleudern wollte.

Da griff Suko zum letzten Mittel.

Zum Glück konnte er seine Hände bewegen und so den Stab berühren, der in seiner Tasche steckte.

»Topar!«

Suko schrie dieses wichtige Wort mit sich überschlagender Stimme…

***

Akim Samaran kannte die Funktionen des Würfels besser als ich, und es war ihm gelungen, mich zu leimen. Er hatte die Zeiten damit manipuliert, so daß ich praktisch in einem nicht mehr zu begreifenden Raum zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit stand.

Es war ein Novum, und ich konnte miterleben, wie es früher einmal ausgesehen hatte.

Nicht hier in diesem Verlies, an anderen Stätten. Im Tower zum Beispiel, wo die meisten Folterungen stattgefunden hatten. Hier war nur alles nachgebaut worden.

Das Schreien war furchtbar. Dazwischen das rauhe Lachen der Folterknechte und die widerlichen Geräusche der in Betrieb gesetzten Instrumente. Ich hörte Frauen- und Männerstimmen. Man betete, man fluchte und man schrie seine Angst hinaus.

Zum Glück stand ich so, daß ich mir die schrecklichen Szenen nicht anzusehen brauchte, aber die beiden Schergen, die auf mich zukamen, die erkannte ich deutlich.

An den Schneiden ihrer Äxte schimmerte noch das Blut der Opfer.

Auch ihre lappigen Lederwesten waren beschmiert. Um die Gelenke trugen sie Eisenmanschetten, an den Hüften hingen klirrende Ketten.

Sie brachten das Grauen und den Tod!

Wie konnte ich mich wehren? Auf sie schießen oder es anders versuchen? Ja, ich setzte die Kraft des Würfels dagegen, da mir noch ein wenig Zeit blieb.

Was diesem verfluchten Samaran gelungen war, das mußte ich doch auch schaffen!

Mir brach der Schweiß aus allen Poren, so sehr konzentrierte ich mich auf die vor mir liegende Aufgabe. Es war ungemein schwer.

Ich mußte die herannahende Vergangenheit zurückdrängen, das Loch im Zeitgefüge durch Magie stopfen, und die Gegenwart wieder hervorholen.

Komischerweise spürte ich nichts. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, denn mein Körper war vorhanden und schien sich trotzdem aufgelöst zu haben. Es fehlte einfach der normale Druck der Luft, dem ein menschlicher Körper ausgesetzt worden ist.

Ich stand im Zeitloch…

Und ich kämpfte.

Diesmal nicht mit normalen Waffen oder mit einem körperlichen Einsatz, wie ich es eigentlich gewohnt war. Nein, rein geistige Kräfte mußte ich einsetzen, damit es dem Würfel gelang, die Zeiten wieder in die Reihenfolge zu bringen.

Nur dieser eine Gedanke beschäftigte mich. Er nahm mein gesamtes Ich ein.

Es gab keinen Körper mehr. Nur dieses Ich war vorhanden, vielleicht war ich, ohne es bewußt zu merken, in eine andere Form der Materie übergegangen.

Leider drohte die Gefahr auch von einer anderen Seite.

Da kamen die Schergen.

Und sie waren bereits verdammt nahe. Ihre Äxte wippten im Gleichklang der Schritte. In den brutalen und wüsten Gesichtern mit den abgestumpften Augen regte sich nichts, als sie mich fixierten, der ich dastand und meine Hoffnung auf den rotvioletten Gegenstand zwischen meinen Händen setzte. Es mußte mir gelingen, die Zeiten wieder zu ordnen, sonst konnte ich mit meiner Existenz abschließen. Ich würde in der Vergangenheit getötet und in der Gegenwart zur Leiche werden.

Pervers war so etwas.

Sie waren da.

Der Würfel zwischen meinen Handflächen schien zu glühen. Er war voll aktiviert worden, und dennoch fühlte er sich nicht heiß oder warm an. Er hatte seine Temperatur behalten.

Die Schergen wollten mich überhaupt nicht foltern, sondern gleich killen. Das bemerkte ich, als sie ihre kräftigen Arme hoben, um die Klingen der Beile in meinen Körper zu wuchten.

Ich hatte es noch immer nicht geschafft.

Plötzlich hörte ich etwas wie aus weiter Ferne. Ein Ruf, ein Schrei, ein Wort.

Topar, hatte dort jemand gerufen!

***

Die Zeitbrücke brach zusammen!

Fünf Sekunden blieben dem Chinesen, um eine Lösung aus dieser schier unmöglichen Lage zu finden.

Fünf Sekunden, in denen diejenigen, die der Ruf erreicht hatte, sich nicht bewegen konnten und es nur dem Rufer selbst gelang, seine normalen Tätigkeiten fortzusetzen.

Die Pistole hatte Suko verloren, seine Peitsche half ihm nicht viel, der Stab reagierte nur auf die bestimmte Zeitspanne, und Suko war noch immer unter dem Balken eingeklemmt.

Er zerrte wie wild, wollte sein Bein unbedingt hervorziehen, aber er bekam es nicht völlig unter dem Balken weg.

Dabei hatte er seinen Körper gedreht, der Blick war in eine andere Richtung gefallen, und Suko sah nicht weit entfernt die Waffe liegen, die er mitgenommen hatte.

Es war die Axt!

In Griffweite lag sie da.

Der Chinese packte zu, als wäre sie der letzte rettende Strohhalm für ihn, und das mußte auch so sein, denn als er den Arm mit der Axt hochgerissen hatte, waren die fünf Sekunden vorbei.

Jetzt lief alles wieder normal.

Und Kamikaze wollte werfen. Er hatte seine rechte Hand mit dem Messer zwar erhoben gehabt, aber noch kein Ziel gefunden.

Vielleicht benötigte er noch eine halbe Sekunde, genau die Zeitspanne rettete Suko, denn er war um den berühmten Bruchteil schneller.

Sehr viel Kraft hatte er in seinen Wurf gelegt. Möglicherweise alles, was er momentan aus seinem Körper herausholen konnte. Er schaute dem wirbelnden und fliegenden Mordinstrument nach, das exakt ins Ziel hieb.

Kamikaze wurde erwischt.

Irgendwo zwischen Schulter, Brustseite und Hals, so genau sah Suko das nicht, weil sich der Killer nach hinten bewegte und sich noch drehte, so daß er dem Inspektor den Rücken zuwandte.

Er brach zusammen.

Dicht vor der entsetzten Uta Gerber berührte er den Boden und schaffte es, sich trotz seiner fürchterlichen Schmerzen auf Händen und Füßen abzustützen.

Nicht nur Suko atmete erlöst auf, auch die Frau stieß die Luft aus.

Dazwischen hörten sie das Stöhnen des verletzten Killers, der versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, schaffte es aber nur, sich hinzuknien.

Und so ruckte er herum.

Sein Messer hatte er verloren. Er starrte Suko aus blutunterlaufenen

Augen an, während die Schneide der Axt in seinem Körper steckte und Blutfäden aus der Wunde rannen.

»Noch nicht!« keuchte er, »noch bin ich nicht tot. Ich…« Er hob die Hand, sein Gesicht verzerrte sich, und er umklammerte tatsächlich den Griff der Waffe, um sich diese aus der Brust zu reißen.

Das geschah nicht mehr, denn nun griffen seine Helfer ein. Es waren der Spuk oder Samaran, vielleicht auch beide. Jedenfalls senkte sich plötzlich etwas Schwarzes herab, das Ähnlichkeit mit einer Wolke hatte.

Es war der Spuk.

In seiner konturlosen Gestalt schimmerte ein roter quadratischer Fleck.

Der Würfel des Unheils.

Er hatte ihn wieder, auch wenn ihn Samaran noch hielt, der sich ebenfalls in der Wolke befand.

Beide holten Kamikaze zu sich. Der Killer verschwand vor Sukos und den Augen der Frau, als wäre er zuvor überhaupt nicht dagewesen.

***

Die Schergen erwischten mich nicht mehr, obwohl sie ihre Arme bereits erhoben hatten, denn die Zeitbrücke bestand nicht mehr, so daß beide Komponenten wieder getrennt wurden.

Die Henkersknechte wurden von der Vergangenheit aufgenommen, mich hatte die Gegenwart wieder und damit das Verlies des Schreckens, in dem alles so war wie vorher. Nur Samaran fehlte. Ich sah ihn nicht mehr, ich spürte nur, wie das rote Licht zusammenbrach und die Kälte blieb, die mich streifte.

Die Kälte aus der Tiefe des Grauens. Reste einer gewaltigen Wolke erkannte ich und wußte Bescheid, daß der Spuk persönlich eingegriffen hatte, um seinen Diener an die Leine zu nehmen oder zu retten.

Ich befand mich mittlerweile in einer wahren Euphorie und wollte dem Spuk entgegenschreien, aber die Wolke zog sich ebenso rasch wieder zurück, wie sie entstanden war. Schluß der Vorstellung.

Alles liefnormal.

Niemand war mehr da, der mich angriff, und auch die Puppen bewegten sich nicht. Die Falle, die für Suko und mich aufgebaut war, existierte nicht mehr.

Ich rief den Namen meines Freundes. Meine Stimme mußte im letzten Winkel des Verlieses zu hören gewesen sein, und ich bekam auch Antwort. Zwar nur schwach, aber identifizierbar.

Suko hatte sich gemeldet. Ich suchte und fand ihn bald. Er hockte eingeklemmt unter einem umgestürzten Galgengerüst und bemühte sich, seinen Fuß hervorzuziehen, was ihm erst gelang, als ich den

Balken unter Aufbietung meiner gesamten Kraft in die Höhe hievte.
Erschöpft fiel Suko zurück und bat mich darum, mich um die Frau zu kümmern.
Ihren Namen erfuhr ich später. Ich mußte sie durch leichte Schläge gegen die Wange aus ihrer Erstarrung hervorholen. Sie stand da, schaute ins Leere und sprach von ihren Kindern.
»Wo sind sie? Wo?«
Plötzlich drehte sie sich um. »Ich hole sie!« schrie sie und rannte weg.
Wir ließen sie laufen.
Suko berichtete mir von seinen Erlebnissen, ich von meinen und hielt den Würfel dabei. »Ich glaube, mein Lieber, daß wir ihm so einiges zu verdanken haben.«
»Das meine ich auch.«
»Ist Kamikaze endgültig erledigt?« fragte ich.
Suko schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht, weil Schmerzen seinen Schädel durchzuckten. »Daran will ich nicht glauben. Er ist zumindest schwer angeschlagen.«
»Und Samaran muß sich etwas Neues einfallen lassen«, fügte ich noch hinzu.
»Keine Angst, das schafft der schon…«

***

Die Familie Gerber war überglücklich, daß sie alle vier mit dem Leben davongekommen waren. Sogar Heinz Gerber konnte ohne Hilfe laufen. Nach wie vor stand den Menschen die Angst im Gesicht geschrieben.
Sie wollten so schnell wie möglich die Kerker verlassen. Auch Suko und ich hatten nichts dagegen.
Oben wartete noch ein Toter auf uns. Um ihn sollten sich die Kollegen der Mordkommission kümmern. Ich wollte mich noch mit dem Besitzer der Anlage in Verbindung setzen.
Es war einiges zu reparieren, bevor neue Gäste den unheimlichen Schrecken der britischen Historie erleben konnten…

ENDE

Nachwort

The London Dungeon gibt es tatsächlich in der Tooley Street. Wer nach London kommt, sollte sich diesen Schauer oder diese Gänsehaut einfach gönnen und dem Kerker einen Besuch abstatten.
Aber Vorsicht! Starke Nerven mitbringen. Vielleicht ist doch nicht alles so tot, was man da zu sehen bekommt…
Also denn, Freunde. Londons Gruselkammer Nr. 1 wartet auf euch!

[1]Siehe John Sinclair Nr. 382 »Höllen-Friedhof«